

Marietta Moskin

Um ein Haar

Überleben im Dritten Reich



Mit einem Vorwort von Ralph Giordano

cbt



Mai 1940: Über Amsterdam kreisen Geschwader.
Die Deutschen sind in den Niederlanden einmarschiert.

Zunächst bedeutet der Krieg für Rosemarie Brenner nur Warten. Warten, bis die Luftangriffe vorübergehen. Warten, bis die Engländer kommen und sie befreien. Doch die Engländer kommen nicht. Stattdessen wird Rosemarie von der Schule verwiesen, weil sie Jüdin ist. Sie muss den gelben Stern auf ihren Mantel nähen. Und eines Tages steht die Sicherheitspolizei vor der Tür – mit dem Räumungsbefehl.

Amsterdam, Westerbork, Bergen-Belsen. Rosemarie erlebt Deportationen, Krankheit und Tod. Dann die lang ersehnte Nachricht: Sie soll in die Schweiz gebracht werden, als so genannte Austauschjüdin. An der Grenze der Schock: Es gibt nicht genug Deutsche für den Austausch ...

Dieser bewegende autobiografische Roman war lange Zeit nur in den USA, der heutigen Heimat der Autorin, lieferbar. In der Übersetzung von Biberacher Schülern ist er nun erstmals in deutscher Sprache erhältlich.



ISBN 978-3-570-30212-5 WG 2260



€ 7,99 [D]
€ 8,30 [A]

DIE AUTORIN



Marietta Moskin, gebürtige Wienerin, lebt in den Vereinigten Staaten, wo sie sich als Autorin und Übersetzerin aus dem Niederländischen und Deutschen einen Namen machte. Für ihren Beitrag zur jüdischen Jugendliteratur erhielt sie den »Shirley Kravitz Children's Book Award«. Zu ihren bedeutendsten Werken gehört der Roman »Um ein Haar«, ein Bericht über

das (Über-)Leben eines jüdischen Mädchens im Dritten Reich, der auf ihren eigenen Erfahrungen basiert.

Dieses Buch wurde im Schuljahr 2002/2003 unter der Leitung von Reinhold Adler und Wolfgang Horstmann von den folgenden Schülerinnen und Schülern der [Dollinger-Realschule](#) und des [Pestalozzi-Gymnasiums](#), Biberach an der Riss, ins Deutsche übertragen: Wolf Bittorf, Stefan Bochtler, Sebastian Böhm, Heike Brauner, Isabel Distel, Kerstin Fesseier, Agnes Gläsel, Sarah Gläser, Mathias Grabler, Ines Häderer, Kathrin Hagel, Daniel Hofherr, Sarah Kern, Margarete Kopp, Anja Krattenmacher, Silke Kuczera, Tanja Litau, Jürgen Lypke, Steffen Mader, Tamara Markert, Rebecca Maucher, Maximilian Menz, Theresa Merk, Ellen Mohr, Aline Müller, Lea Müller, Julia Porske, Nicole Rath, Jessica Renz, Florian Rief, Christine Schmid, Simon Schmidtke, Laura Sommer, Rita Steigmiller, Hannah Weckemann, Gabriel Zell und Tanja Zweil. Die Übersetzung ins Deutsche haben Rotraud Rebmann und Werner Toporski redigiert.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Unterrichtshilfen zu diesem Buch finden Sie auf: www.randomhouse.de



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

7. Auflage

Deutsche Erstausgabe April 2005

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform Vorwort in alter Rechtschreibung

© 1972 der Originalausgabe by Marietta Moskin

Die amerikanische Originalausgabe erschien erstmals 1972 unter dem Titel «I am Rosemarie» bei John Day Co., New York.

© 2005 der deutschsprachigen Ausgabe bei cbt / cbj Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Umschlagfoto: Corbis, Düsseldorf

Umschlagkonzeption: init.büro für gestaltung, Bielefeld

If • Herstellung: CZ

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Gesetzt aus der Stempel Garamond

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pörsneck

ISBN 978-3-570-30212-5

Printed in Germany

www.cbt-buecher.de

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Vorwort

1.

Ich schlage die letzte Seite von «Um ein Haar» zu und denke: *«Keine dichterische Phantasie – nicht die von Dante, Shakespeare, Goethe oder Cervantes – keine dichterische Phantasie hätte sich je vorstellen können, was es hiess, in Hitlerdeutschland und dem deutsch besetzten Europa während des Zweiten Weltkrieges jüdisch gewesen zu sein.»*

Wem diese Geschichte der Rosemarie Brenner alias Marietta Moskin nicht zu Herzen geht, der hat keines. Es ist die Odyssee eines Mädchens, das 1928 als Kind jüdischer Eltern in Wien geboren wird, in den Niederlanden Zuflucht findet, dort im Mai 1940 den Einmarsch der Wehrmacht erlebt und in das Deportationslager Westerbork verbracht wird – Beginn eines langen Leidensweges. Er führt über die Ungeheuerlichkeit des Daseins im KZ Bergen-Belsen und den verfehlten Versuch, als *«Austausch-Jüdin»* gegen internierte Deutsche die Schweiz zu erreichen, ins Biberacher Internierungslager Lindele, wo kurz vor Kriegsende französische Truppen ihren Qualen dann ein Ende bereiten.

Rosemarie Brenner, das *Alter ego* der Autorin, hatte den Holocaust überlebt – «durch die Verquickung von Zufall,

Glück und Fügung», wie die in New York lebende heute Sechundsiebzigjährige das Unglaubliche kommentiert: *die Befreiung*.

An diesem Punkt der Lektüre angelangt, stockte mir vollends der Atem: War doch das, was ich da las, auch die eigene Geschichte! Nur dass meine Retter keine Franzosen waren, sondern Truppen der 8. Britischen Armee des Feldmarschalls Bernard Law Montgomery, nachdem Hamburg am 3. Mai 1945 kapituliert hatte. Nach Jahren der Entrechtung, der Denunziationen, Berufsverbote, Gestapoverhöre, Misshandlungen, Zwangsarbeit und der Flucht in die Illegalität mit ständiger Entdeckungsgefahr, krochen meine Familie und ich aus einem dunklen, feuchten, kalten und von Ratten verseuchten Kellerloch an das augenschmerzende Licht des Tages – wir waren befreit!

Das ist jetzt fast 60 Jahre her, aber ich frage mich immer noch: «*Hast du das wirklich überlebt?*»

Es ist nicht nur diese Gleichheit im Schicksal und seinem Ausgang – auch *wie* das Erlittene von Marietta Moskin publizistisch verarbeitet wird, hat ihre Parallelen mit meiner eigenen Familien- und Verfolgten-Saga «Die Bertinis»: Durch die Entscheidung der Autorin für den *autobiographischen Roman*, und das mit Gründen, die auch die meinen waren – künstlerische Freiheit der Gestaltung, «*ohne dass die Wahrheit verfälscht würde.*»

Die *Wahrheit* ständig drohender Deportation; der vollgestopften Züge in den Osten auf Nimmerwiedersehen; der

gnadenlosen SS- und Gestapowillkür; des Kampfes gegen Läuse, Kälte, ewigen Hunger und der schlaflosen Furcht vor dem jederzeit möglichen Gewalttod ...

Marietta Moskins Buch, 1972 unter dem Originaltitel «I am Rosemarie» herausgekommen und 1976 als Beitrag zur jüdischen Jugendliteratur mit dem «Shirley Kravitz Children's Book Award» ausgezeichnet, ist in den USA als Schullektüre eingeführt worden. Und dazu das Werk einer Frau, die sich, wie sie in den «Anmerkungen der Autorin» zur deutschen Ausgabe schrieb, ihre Fähigkeit zum Anstand und die positive Einstellung zur menschlichen Natur bewahren wollte – *«trotz der Grausamkeiten, die wir durch unsere Peiniger erfahren»*.

«Um ein Haar» – ein Buch das mich erschüttert hat, tief erschüttert.

2.

Wie auch das, was es hier in Deutschland auslöste.

Ich spreche von jenen 40 Zehntklässlern der Dollinger-Realschule und des Pestalozzi-Gymnasiums Biberach und von ihren Lehrern Reinhold Adler und Wolfgang Horstmann, die der Sache auf die Spur kamen, sich dann zusammenschlossen und das Buch aus dem Englischen ins Deutsche übersetzten – eine Arbeitsgemeinschaft, ohne die es keine hiesige Leserschaft geben würde.

Als der Verleger mich mit dem Projekt bekannt machte, mir

Näheres über seinen Inhalt mitteilte, über die Begeisterung, die Kontinuität und die Ernsthaftigkeit, mit denen Schülerinnen, Schüler und ihre beiden Pädagogen ans Werk gegangen sind, und mich dabei um ein Geleitwort bat, da antwortete ich, unfähig, meine innere Bewegung zu verbergen, sofort: *«Sie können in mir einen begeisterten Bundesgenossen voraussetzen.»* Und als ich erfuhr, dass ich aus den Reihen der Schülerinnen und Schüler als gewünschter Verfasser eines solchen Prologs genannt worden war, weiter: *«Es ist mir eine Ehre, dass mein Name in diesem Zusammenhang aus dem Munde junger Deutscher von heute fiel, und ein Ansporn in wählender Zeit, weiterzumachen.»* Je tiefer ich mich in die Arbeit der jungen Menschen aus Biberach versenkte, desto wärmer wurde mir ums Herz; desto dringender verspürte ich das Bedürfnis, mich über ihre Persönlichkeiten, ihre Gegenwart und ihre Hoffnungen zu informieren; desto bestätigter sah ich meine seinerzeit schwere Entscheidung, trotz allem, was mir und den Meinen vor 1945, aber auch durch die Verdrängung der NS-Vergangenheit danach widerfahren ist, in Deutschland geblieben zu sein.

Wenn der Platz es erlauben würde, hätte ich schon hier vorn gern die Namen einer jeden Schülerin, eines jeden Schülers aufgeführt, um so meinen Gefühlen der Dankbarkeit, der Freude und der Ermutigung jenen Ausdruck zu verleihen, in den die beiden schon genannten Lehrer selbstverständlich einbezogen sind – ebenso wie Rotraud Rebmann und Wer-

ner Toporski, die den deutschen Text redigierten. Wird mit der Biberacher Erfahrung doch erfreulicherweise bestätigt, dass dort, wo aus Pädagogenkreisen ein Keim zu ehrlicher Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit gelegt wird, auch das jugendliche Reservoir existiert, das bereit ist, ihn zu pflegen und hegen.

So danke ich denn allen Beteiligten, die «Um ein Haar» entdeckt und das Buch vom Englischen ins Deutsche übersetzt haben, mit der Solidarität eines Überlebenden des Holocaust, verbunden mit dem gleichzeitigen Wunsch an meine Schicksalsgenossin in New York: *Masel tov, masel tov, Marietta Moskin – und ein langes, langes Leben noch!*

Ralph Giordano
Köln, im Januar 2005

I. Amsterdam
Mai 1940 – August 1942

Kapitel 1

Ich hätte ausschlafen sollen an diesem sonnigen Mai-Morgen, denn die Ferien hatten begonnen, und ich brauchte nicht aufzustehen, um zur Schule zu gehen. Doch ich erwachte Viertel nach fünf, Stunden früher als sonst. Halb verärgert, halb froh im Bewusstsein, noch Zeit zu haben, machte ich die Augen wieder zu und vergrub mich in mein Kissen, um weiterzuschlafen.

Aber ich schlief nicht weiter. Durch das halb geöffnete Fenster drangen die Geräusche des Hinterhofes und des erwachenden Viertels an mein Ohr: das Scheppern eines Mülltonnendeckels, den jemand zuwarf, das leise Jammern eines Babys und irgendwo zwischen den Hinterhofzäunen der durchdringende Schrei eines streunenden Katers.

Und dann, sozusagen im Hintergrund der anderen, vertrauten Geräusche, war da noch ein leises, aber anhaltendes Dröhnen, das ab und zu von längerem, dumpfem Grollen unterbrochen wurde. Wie weit entfernter Donner, dachte ich schläfrig. Aber wie konnte es an einem so herrlich sonnigen Tag donnern?

Faul liess ich meine Gedanken zu anderen, näher liegenden Dingen schweifen. Was zum Beispiel würde ich an meinem ersten Ferientag unternehmen? Ziemlich sicher würde ich ihn mit Anneke verbringen, meiner besten Freundin, die nur

– quer über die Hinterhöfe – eine Strasse weiter wohnte. Anneke würde wieder einmal diejenige sein, die für uns Pläne schmiedete. So war es immer und mir war das recht. Vielleicht würden wir unsere Fahrräder nehmen und zu den Dünen fahren, die kurz hinter unserem Viertel im Süden von Amsterdam begannen. Erst vor ein paar Tagen hatte ich zu meinem zwölften Geburtstag ein brandneues, glänzendes Fahrrad bekommen und brannte darauf, es auf einer längeren Fahrt auszuprobieren.

Ich überlegte, ob Anneke auch gerade wach lag und dem merkwürdigen Grollen und Dröhnen lauschte, das immer lauter und eindringlicher zu werden schien. Mich beunruhigte, dass ich die Geräusche nicht einordnen konnte. Wie Flugzeuge, dachte ich, die in grosser Zahl durch den wolkenlosen Himmel dröhnten. Aber warum sollte eine Staffel Flugzeuge die fast ländliche Stille von Amsterdams Süden stören? Selten genug kam es vor, dass überhaupt ein Flugzeug über unser Haus flog.

Plötzlich fiel mir ein: Natürlich, die Mobilmachung! Seit Wochen hatten die Leute von kaum etwas anderem gesprochen. Seit Deutschland und England sich seit letztem Herbst im Krieg befanden, hatten meine Eltern und ihre Freunde endlos darüber diskutiert, ob Holland neutral bleiben konnte. Eingezwängt zwischen die verfeindeten Nationen, fiel es Holland schwer, sich aus dem Krieg herauszuhalten. Schliesslich hatte die Regierung vor einigen Wochen vor-

sorglich die holländischen Truppen mobilisiert, um sie vor allem an der deutschen Grenze einzusetzen.

Je mehr ich darüber nachdachte, desto sicherer wurde ich, dass dieses seltsame Donnern von Kanonen stammte, die schon halb Holland passiert haben mussten. Aber was für eine gottlose Uhrzeit zum Kriegführen! Allerdings: Soldaten müssen immer früh aufstehen, oder?

Ich nahm mir vor, Anneke später nach diesen Manövern zu fragen. Annekes ältester Bruder war vor ein paar Wochen in die Armee eingezogen worden, und sie wusste vielleicht mehr darüber, was die Soldaten an der deutschen Grenze machten.

Zufrieden, eine Erklärung gefunden zu haben, strich ich die fernen Kanonen aus meinen Gedanken. Und fast im selben Augenblick wurde ich von anderen Geräuschen beunruhigt, näher und dringlicher, direkt im Haus.

Ich hörte Schritte im Flur und auf der Treppe, Türen wurden geöffnet und zugemacht, und dann Getuschel vor meiner Zimmertür. Was um Himmels willen machten meine Eltern da schon vor sechs Uhr?

Rasch kam mir eine Erklärung: Oma! Kein Zweifel. Oma, im Zimmer gleich nebenan, hatte sicher wieder eine ihrer Herzattacken.

Ich sprang aus dem Bett und rannte hinaus auf den Flur. Aber ich sah niemanden. Die Tür zu Omas Zimmer war offen, aber es war leer. Ebenso das grosse Schlafzimmer meiner Eltern.

Ich zog mir hastig den Morgenmantel über den Pyjama und rannte die Treppe hinab. Schon auf halbem Wege hörte ich Stimmen aus dem Wohnzimmer: die meiner Eltern und meiner Grossmutter und dazu die laute, beschwörende Stimme eines Radiosprechers.

«Fallschirmjäger», wiederholte die Stimme. «Vorsicht vor Fallschirmjägern! Gehen Sie nicht auf die Strasse! Trauen Sie keinem Fremden! Achtung! Achtung! Fallschirmjäger!»

Die laute Stimme hallte durch den unteren Flur, aber ich war in zu grosser Hast, um auf die Worte zu achten. Ich stürmte ins Wohnzimmer und blieb abrupt stehen.

Meine Eltern und Oma standen um das Radio und hörten so gespannt zu, dass sie mein Erscheinen erst bemerkten, als ich sie ansprach. Dann wandten sie sich mir zu, ihre Gesichter voller Sorge.

Ich schaute von ihnen zu Oma, die immer noch reglos neben dem grossen, altmodischen Kurzwellenempfänger stand.

«Ich habe diesen Lärm gehört und dachte, es wäre Oma», sagte ich.

«Wir befinden uns im Krieg, Rosemarie», sagte Papa leise. So leise, dass ich die Bedeutung der Worte zuerst gar nicht verstand.

«Krieg?», wiederholte ich naiv. «Es ist doch schon Krieg und wir sind neutral.»

«Erzähl das mal diesem Hitler», erwiderte Oma scharf hinter Papas Rücken. «Wir hätten damit rechnen müssen, jeder hätte damit rechnen müssen. Nach der Tschechoslo-

wakei, nach Österreich und Polen war es dumm zu glauben, er würde sich um unsere Neutralität scheren.»

«Deutschland ist ohne Vorwarnung heute Nacht in Holland einmarschiert», erklärte Papa.

Krieg. Einmarsch. Wie oft hatte ich diese Worte in den letzten beiden Jahren in Unterhaltungen gehört, ohne sie wirklich zu beachten. Krieg und Einmarsch passierten anderen Völkern, aber doch nicht uns, nicht dem sicheren, neutralen und friedlichen Holland. Selbst die Worte kamen mir unwirklich vor, wie sie so in der vertrauten Umgebung unseres sonnigen Wohnzimmers ausgesprochen wurden.

Doch die Wirklichkeit war Papa, sonderbar elegant zu dieser ungewohnt frühen Morgenstunde in seinem gemusterten seidenen Morgenmantel. Und Mama...

Zum ersten Mal, seit ich das Zimmer betreten hatte, sah ich Mama wirklich an. Ihr Gesicht hatte alle Farbe verloren, um ihre Augen und auf ihren Wangen waren Spuren von Tränen. Wie Papa seinen Arm um sie legte, wirkte sie seltsam still und verletztlich. Diese Stimmung passte nicht zu Mama, die mir immer wie ein Fels in der Brandung erschienen war. Und der unerwartete Ausdruck des Schreckens in ihrem Gesicht liess meinen Hals ganz trocken werden.

«Was werden wir tun, Papa?», fragte ich bestürzt. «Was passiert denn jetzt? Unsere Soldaten werden doch gegen die Deutschen kämpfen, oder? Wir werden doch gewinnen?»

Mit seinem freien Arm, den anderen noch immer um Mama gelegt, zog Papa mich zu sich heran.

«Das weiss keiner», meinte er, «Deutschland hat einen grossen Fallschirmangriff gestartet. Niemand hat eine Vorstellung, wie viele deutsche Soldaten hinter den holländischen Linien als Zivilisten abgesprungen sind. Deswegen die Warnungen im Radio. Jeder, der mit deutschem Akzent auf der Strasse angetroffen wird, ist verdächtig.»

«Dann bleibe ich wohl besser zu Hause», sagte Oma mit gezwungenem Lächeln.

Ihr hilfloser Scherz schien die Spannung etwas zu lösen, aber gerade dadurch wurde uns allen erst bewusst, dass wir soeben deutsch gesprochen hatten, die Sprache, die nun die des Feindes war.

Es gab Zeiten, in denen ich mich kaum daran erinnerte, dass ich nicht in Holland geboren worden war. Ich war sehr jung gewesen, als meine Eltern aus ihrem Heimatland Österreich aus geschäftlichen Gründen hierhergekommen waren. Ich hatte die neue Sprache schnell gelernt, beherrschte das Holländische nahezu perfekt, viel besser als meine Eltern, die einige der schwierigeren Kehllaute noch immer nicht aussprechen konnten, ohne ihre fremde Herkunft zu verraten. Zu Hause sprachen sie lieber ihr weiches, österreichisch gefärbtes Deutsch, und mir war es gleich, da ich in beiden Sprachen so zu Hause war, dass ich kaum merkte, welche man gerade sprach.

Oma konnte fast gar kein Holländisch. Sie war vor knapp

zwei Jahren hierhergekommen, nachdem Grossvater in Wien gestorben war und Hitlers Truppen Österreich annektiert hatten.

Obwohl ich damals erst zehn war, wusste ich noch genau, wie besorgt meine Eltern um ihre Verwandten in Wien gewesen waren, als die ersten Nachrichten über den «Anschluss» kamen. Es hing alles damit zusammen, dass wir Juden waren, und mit Hitlers wahnhaftem Judenhass. Es war wohl das erste Mal, dass ich mich wirklich damit beschäftigte, was es hiess, Jüdin zu sein. Davor war es einfach nur eine von vielen Fassetten meiner Selbst gewesen, wie man sie als Kind selbstverständlich lernt und hinnimmt. Mit der Religion war meine Familie stets eher lässig umgegangen. In meinem Alltag kam sie kaum vor.

Im Laufe des darauffolgenden Jahres kam ein unaufhörlicher Flüchtlingsstrom von Onkeln, Tanten, Neffen und Nichten zu uns, alle mit dem Ziel, in die Vereinigten Staaten oder nach Südamerika zu gelangen. Sie redeten über Hitlers Judenverfolgung, über plötzliche Verhaftungen und Folter, über geraubten Besitz und beschlagnahmte Häuser. Mit grossen Augen lauschte ich den schrecklichen Geschichten, erschauerte über das Schicksal namenloser Fremder und war erleichtert, dass meine Verwandten vor dem Schlimmsten hatten fliehen können. Als aber einer nach dem anderen unser Haus verliess, um die lange Seereise in die «Neue Welt» anzutreten, war ich froh, all das wieder aus meinem Hirn löschen zu können. Die Bedrohung durch Hitler verschwamm

wieder in der Ferne, schien etwas, das fremde Leute ganz woanders betraf.

Und nun war die Gefahr plötzlich da. Ich versuchte, mir ein Bild von den feindlichen Flugzeugen hoch am wolkenlosen Himmel zu machen, unaufhörlich als Zivilisten getarnte Soldaten ausspeiend, die über ahnungslose Holländer herfielen. Da war fast etwas Lustiges an der Vorstellung, wie alle diese «Zivilisten» an aufgeblähten Fallschirmen durch die Luft herabschwebten. Und auch die gedämpften, weit entfernten Geräusche der Kanonen klangen eigentlich nicht bedrohlich, eher wie ein Feuerwerk zu einem Festtag.

Wie bedrohlich es jedoch tatsächlich war, spiegelte sich deutlich in den reglosen Gesichtern meiner Eltern und meiner Grossmutter und in der eindringlichen Stimme des Radiosprechers. Trotz der warmen Sonne, die durch die breite Verandatür drang, lief mir ein Schauer den Rücken hinunter.

«Vielleicht sollten wir erst mal frühstücken», sagte Mama schliesslich. Das waren ihre ersten Worte, seit ich nach unten gekommen war, und ich fand es komisch, etwas so Normales von ihr zu hören, wo sie doch immer noch blass und zerzaust aussah und ein bisschen zitterte.

Ich sah, wie sie ihren hellblauen Morgenmantel zuband und sich ein paar hellblonde Strähnen feststeckte. Mit diesen einfachen Handgriffen schien sie sich wieder gefasst zu

haben und die Herausforderung des Krieges anzunehmen samt dem, was er uns bringen mochte.

«Los, Rosie, hilf mir», sagte sie und ging zur Küche. «Um seine Gedanken zu ordnen, geht nichts über eine heisse Tasse Tee.»

Ein merkwürdiges Frühstück. Im Grunde assen wir gar nicht, schmierten nur Butter auf unsere Croissants und taten Zucker in den Tee. Vom Zimmer nebenan hörten wir immer noch Warnungen vor Fallschirmjägern und Spionen aus dem Radio und die Geschützsalven schienen plötzlich gar nicht mehr so weit weg.

Ich starrte aus dem Esszimmerfenster auf die ruhige, sonnige Strasse. Sie war so verlassen, wie sie zu so früher Stunde nur sein konnte, und ich fand es abwegig, dass irgendwo da draussen zwischen den sauberen Ziegelhäusern Spione und Feinde lauern könnten, bereit, sich auf friedliche Passanten zu stürzen.

Nach dem Frühstück zogen wir uns an, und kaum hatten wir uns wieder unten versammelt, klingelte Herr van Dam bei uns, der Blockwart.

«Ihr habt die Nachrichten gehört», sagte er bedrückt. «Ab jetzt gilt der Plan für den Ernstfall. Heute Abend wird alles verdunkelt.»

Papa nickte. «Klar, wird gemacht. Kann ich sonst noch etwas tun, Henk?»

Herr van Dam zögerte und sah Papa eigentümlich an. Eine unangenehm lange Stille trat ein, die Herr van Dam am Ende mit einem Räuspern zu überspielen versuchte.

«Entschuldige, Charles. Ich fürchte, es ist besser, wenn ihr einfach hier zu Hause bleibt», sagte er schliesslich, und man sah ihm an, dass ihm unbehaglich zu Mute war. «Natürlich weiss ich, dass ihr der deutschen Sache nicht gerade Sympathien entgegenbringt. Aber der Widerwille gegen alles Deutsche spitzt sich jetzt zu und die Leute werfen leicht Deutsche und Österreicher in einen Topf. Du weisst, Charles, ich meine es nicht persönlich...»

Zwei rote Flecken erschienen auf Papas Wangen. Er ist wütend, dachte ich. So sieht er immer aus, wenn er wütend ist. Aber Papa beherrschte sich: «Ich glaube, hier gibt es genug für mich zu tun.»

Ich rannte aus dem Zimmer, damit ich Herrn van Dam beim Abschied nicht die Hand schütteln musste. Er hatte es zwar nicht gesagt, aber er hatte durchblicken lassen, dass wir als feindliche Ausländer betrachtet würden. Wie konnte einer denken, dass wir mit den Nazis sympathisierten! Wo doch alle unsere Verwandten aus Österreich hatten fliehen müssen und wir die Nazis deswegen doch wohl mehr hassen müssten als irgendjemand sonst!

Die nächsten Stunden waren wir mit den Massnahmen für den Ernstfall beschäftigt, sodass niemand von uns viel Gelegenheit hatte, sich über den Krieg oder unsere eigene Lage Gedanken zu machen. Wir füllten die Badewanne und ein paar Eimer mit Wasser und brachten Kübel mit Sand von einem leerstehenden Grundstück an der Ecke ins Haus. Der Sand würde im Ernstfall dem Brandschutz dienen. Um uns

selber bei Bombenangriffen vor herumfliegenden Glassplittern zu schützen, schnitten wir Zeitungen in lange Streifen und klebten sie kreuz und quer auf alle Fenster. Wir arbeiteten wie am Fliessband: Oma sass am Esszimmertisch und schnitt die Papierstreifen, ich beschmierte sie mit einer dicken weissen Paste aus Getreidestärke und Wasser, und meine Eltern standen abwechselnd auf der Trittleiter, um die Streifen an die Fensterscheibe zu kleben.

Zum Mittagessen legten wir eine kleine Pause ein und dachten über unsere Vorräte nach.

«Du kannst sicher sein, dass das Hamstern sofort beginnt», meinte Oma. «1914 war es genauso. Wie Heuschrecken fielen sie über die Läden her und leerten die Regale. Wir sollten selbst einige Vorräte anlegen: Zucker und Dosenmilch und Seife. Das braucht man so ziemlich immer.»

«Ich mache mir mehr Sorgen, ob wir genug dahaben, um uns die nächsten paar Tage über Wasser zu halten», erwiderte Mama. «Wenn wir wirklich nicht rauskönnen, wer kauft dann für uns ein?»

Das führte zu einer lebhaften Diskussion, wer von uns unter diesen Umständen ungefährdet einkaufen gehen könnte. Schliesslich entschied sich Mama für mich.

«Keiner wird eine Zwölfjährige der Spionage verdächtigen», erklärte sie. «Und ausserdem spricht Rosemarie holländisch ohne Akzent. Sie kann ihr Fahrrad nehmen und die Einkäufe im Korb nach Hause bringen.»

Ich war froh, aus dem Haus zu kommen. Ich wollte raus, unter andere Leute, wollte mich vergewissern, dass es nicht so schlimm war, wie es daheim erschien.

Aber die Stimmung im Lebensmittelladen war auch nicht gerade beruhigend. Die Theke wurde von Frauen belagert, die aufgeregt und durcheinander nach allem Möglichen verlangten, von Zucker über Kerzen bis zu Schmalz.

Ich fand den netten, grauhaarigen Verkäufer, der mich kannte, und er stellte ein Pfund Zucker und zwei Stück Seife vor mich hin, bevor er Mamas Einkaufsliste überhaupt anschaute.

«Ein Pfund pro Kunde», erklärte er mir. «Du bekommst deins auch.»

Zu Hause war Mama im Wohnzimmer dabei, zwei alte Bettlaken als improvisierte Verdunkelungsvorhänge zusammenzunähen.

«Gut, dass du wieder da bist, Rosemarie», begrüßte sie mich. «Es schwirren so viele Gerüchte herum. Frau Dijkman von nebenan kam rüber und erzählte von Barrikaden und Strassenkämpfen im ganzen Land. Nur Amsterdam scheint bis jetzt ruhig.»

In dieser Nacht fielen Brandbomben auf Amsterdam. Die Luftschuttsirenen heulten ihre Warnung in die stille Dunkelheit und rissen uns aus den Betten. Wir hatten die schrillen Sirenen schon vorher gehört, aber damals war es nur eine Übung gewesen. Diesmal war es ernst.

Im schwachen Licht der Taschenlampe fand ich meine

Kleider und den kleinen Koffer, den wir vor dem Zubettgehen gepackt hatten. Unten war der Rest der Familie schon in der Eingangshalle versammelt.

«Sollen wir in den Bunker gehen?», überlegte Mama.

Papa schüttelte den Kopf. «In unserem eigenen Keller oder hier unter der Treppe sind wir genauso gut aufgehoben. Der sicherste Platz ist immer unter der Treppe.»

Zweifellos hatte Papa das alles bei seiner Schulung in Zivilverteidigung gelernt, wo er zum Feuerwehrmann ausgebildet worden war. Damals fand ich es lustig, mir meinen sonst so gemächlichen Vater vorzustellen, wie er Feuerleitern hochkletterte und mit langen, gewundenen Schläuchen hantierte. Jetzt schien es alles andere als lustig. Aber mit dem Luftschutzbunker hatte er Recht. Wir hatten zugesehen, wie er auf dem leeren Eckgrundstück gebaut wurde. Eine einfache Konstruktion aus Balken und Sandsäcken, und die schräg stehenden Wände samt dem flachen Dach waren mit rechteckigen Grassoden getarnt, damit es aus der Luft so aussah wie der Rasen rundum. Alle Kinder aus dem Viertel hatten wochenlang im und um den Bunker herumgespielt. Zum Spielen war er herrlich gewesen. Aber dass er einem Bombenangriff standhalten würde, konnte ich mir nicht vorstellen.

Wir saßen auf dem Boden des engen Flurs unter der Treppe und warteten auf das Ende des Bombenangriffs. Gelegentlich hörten wir entfernte Explosionen und das scharfe

«Ack-ack» der Flak-Geschütze, die auf dem Dach der Schule gegenüber aufgebaut waren.

Zwei Mal ging Papa an das Vorderfenster, um zu erkunden, was draussen passierte. Kopfschüttelnd kam er zurück.

«Diese Idioten», murmelte er. «Rennen auf die Strasse, um Splitter und Patronenhülsen von den Flaks zu sammeln. Wissen die denn nicht, dass das lebensgefährlich ist? Souvenirjagd mitten in einem Bombenangriff!»

«Sie sind noch nicht an den Krieg gewöhnt», sagte Mama. «Die Menschen müssen erst lernen, wie man sich im Krieg verhält, das kommt nicht von alleine.»

Die nächste Bombenwelle schien bereits ein gutes Stück näher. Wir konnten das jaulende Geräusch der fallenden Bomben hören, ehe die schweren Detonationen das ganze Haus erzittern liessen.

«Solange man eine Bombe fallen hört, ist sie weit genug weg, um dich nicht zu treffen», sagte Oma tapfer. «Die gefährlichen sind die, die du nicht hörst.»

Dennoch war es schaurig. Vier, fünf, sechs Bomben fielen in kurzen Abständen, jede schien näher als die vorige. Endlich befreite uns die Entwarnung aus der Enge unter der Treppe.

«Geh wieder ins Bett, Rosemarie», forderte Mama mich auf. «Aber lass die Kleider an, sicherheitshalber.»

Mama behielt Recht. Noch zwei Mal in dieser Nacht riefen uns die schrillen Sirenen aus den Betten. Noch zwei Mal

kauerten wir uns in der Dunkelheit zusammen und warteten auf die Entwarnung.

Irgendwie schien der ganze Krieg aus endlosem Warten zu bestehen. Wir warteten darauf, dass die Luftangriffe kamen und gingen, wir warteten auf Nachrichten und auch auf Gerüchte, wir warteten darauf, dass die Briten über den Kanal kamen, um Holland vor den Deutschen zu retten. Niemand zweifelte daran, dass die Briten kommen würden.

Es war nur eine Frage der Zeit.

Die meiste Zeit verbrachten wir in diesen Kriegstagen im Esszimmer, weil es mit einem grossen Fenster zur Strasse unseren engsten Kontakt zur Aussenwelt bot.

«Wir hätten mit den anderen gehen sollen», jammerte Oma zum fünfzigsten Mal und schüttelte den Kopf.

«Wir hätten auf die Warnungen hören sollen.»

Es hatte Warnungen gegeben, erinnerte ich mich. Ganz am Anfang des Krieges zwischen Deutschland und England hatten unsere Verwandten aus den USA uns aufgefordert, zu ihnen in die Neue Welt zu kommen. Freunde meiner Eltern waren damals ebenfalls gegangen und hatten uns gedrängt, doch auch mitzukommen. Aber Papa hatte abgelehnt.

«Ich werde nicht davonrennen», hatte er hartnäckig wiederholt. «Wir leben hier und fühlen uns hier zu Hause. Und deswegen setzen wir auf eine Zukunft in diesem Land.»

In solchen Augenblicken war ich stolz auf Papa gewesen.

Ich liebte Holland, und es wäre mir sehr schwergefallen, meine Wahlheimat zu verlassen. Jetzt sah es so aus, als hätten Papa und ich uns geirrt.

«Vielleicht sollten wir doch noch weggehen», sagte Mama langsam. Ihre Augen wanderten durch das geöffnete Fenster zu der blauen Ford-Limousine, die einladend vor unserer Tür parkte.

«Aber es herrscht Ausgangssperre», erinnerte Papa sie. «Was glaubst du, wie weit wir überhaupt kämen, wenn wir es versuchten? Meinst du, da sind keine Strassensperren zur Küste hin?»

«Ja, aber hier auf die deutsche Besetzung warten?»

Papa antwortete nicht. Das war eine Frage, die man nicht beantworten konnte. Sie hatten sie sich schon mehr als hundert Mal gestellt.

Ich hielt das nicht länger aus. Durch das Wohnzimmer und die Verandatür floh ich in den Garten. Meine Augen hefteten sich an das Pflaster des Hofes. Vor langer Zeit, als Kind noch, hatte ich ein Himmel-und-Hölle-Spiel in die Steine geritzt. Jetzt schimmerten die schwachen Umrisse der Kästchen in der Sonne. Fast automatisch hob ich einen Stein auf und begann zu spielen. Es war kindisch, aber ich musste etwas tun, musste mich bewegen. Und zugleich wirkte der vertraute Rhythmus des Spiels beruhigend.

Auf die Deutschen warten? Das würde nicht passieren. Das durfte nicht passieren! Die Engländer würden kommen. Sie mussten kommen!

Zwei Tage später waren die Engländer immer noch nicht da. Stattdessen starteten die Deutschen einen mörderischen Bombenangriff auf Rotterdam, der die Hafenstadt praktisch dem Erdboden gleichmachte. Die verheerende Nachricht sickerte am nächsten Morgen langsam bis nach Amsterdam durch und erzeugte eine beklemmende, angsterfüllte Stimmung.

An diesem Abend versammelten wir uns vor dem Radio, um eine Ansprache der Königin zu hören. In bestürztem Schweigen hörten wir, wie Königin Wilhelmina sich zögernd von ihrem Volk verabschiedete. Die Königin sprach zu uns von Bord eines Schiffes, schon auf dem Weg ins Exil nach England. Sie forderte ihr Volk auf, tapfer und geduldig zu sein, und versprach, sich vom Ausland aus unermüdlich für unsere Befreiung einzusetzen.

Die Stimme der Königin klang zwar vertraut, aber ich konnte die Bedeutung ihrer Worte einfach nicht fassen. Das konnte doch nicht wahr sein! Sie konnte uns doch nicht einfach verlassen, konnte doch ihr Land nicht einfach aufgeben!

Aber es stimmte. Die königliche Familie war bei Nacht und Nebel aus dem Palast geflohen. Die Königin wollte so etwas wie eine holländische Exilregierung bilden, aber mir fiel es schwer, ihre Gründe zu akzeptieren. Ich fühlte mich verraten und verkauft. Das Land wurde seinem Schicksal überlassen. Alle hatten wir Tränen in den Augen, als die Übertragung endete.

«Das war's also», sagte Papa leise, als es vorüber war.

«Wir müssen der Wahrheit ins Gesicht sehen. Holland hat den Krieg verloren.»

Irgendwann in dieser Nacht ergab sich der Rest der holländischen Regierung. Für uns war der Krieg vorbei.

Am nächsten Tag sahen wir durch die geschlossenen Fenster, wie die deutschen Truppen stramm und im Gleichschritt in Amsterdam einmarschierten. Nur ein paar Nazi-Sympathisanten bejubelten die Soldaten beim Einmarsch in ein Land, das sie durch Verrat erobert hatten.

«Ich habe das komische Gefühl, dass es das Gleiche wie in Österreich ist», sagte Oma und blickte grimmig auf die Soldaten mit ihren Stahlhelmen hinab. «Vor zwei Jahren sind sie in Wien genauso einmarschiert. Nur dass ihnen damals viele Leute zujubelten. Aber sonst ist es das Gleiche.»

«Es ist nicht das Gleiche», sagte Mama barsch. «In Wien konnte fliehen, wer fliehen wollte. Die Grenzen von Deutschland und Österreich waren offen. Jetzt aber gibt es kein Entkommen mehr. Wir sitzen in der Falle. Wir sind umzingelt vom Krieg und vom Meer und es gibt keinen Ausweg. Es ist ganz und gar nicht das Gleiche!»

«Bei Anneke reden sie nicht von Flucht», sagte ich. «Sie reden von der Gründung einer Widerstandsbewegung und davon, was man zur Befreiung Hollands von innen heraus tun kann.»

«Es braucht Zeit, eine Widerstandsbewegung zu organi-

sieren», entgegnete Mama. «Anneke und ihre Familie haben Zeit, sie sind keine Juden.»

Das Wort platzte wie eine Bombe in meinem Kopf: Juden! All die Gesprächsfetzen, die ich aufgeschnappt hatte, die Horrorgeschichten, die ich gehört und wieder vergessen hatte, die Bruchstücke von Wissen, die ich unbewusst über die Jahre gesammelt hatte, all das vereinigte sich plötzlich und ergab einen Zusammenhang.

Wir sitzen in der Falle, hatte Mama gesagt. Ich dachte an die weisse Ratte, die Annekes Bruder als Haustier gehalten hatte. Eine dicke weisse Ratte in einem kleinen Drahtkäfig. Kein schönes Bild!

Unter unserem Fenster marschierten die letzten deutschen Soldaten in ihren Knobelbechern vorbei und verschwanden am Ende der Strasse.

Kapitel 2

Früh genug fand ich heraus, was es unter den Nazis hiess, Jude zu sein. Es begann mit den Ausweisen. Jeder in Holland musste einen haben. Aber auf unseren prangte ein grosses rotes «J» für «Jude».

«Warum mögen die Deutschen keine Juden?», war meine erste Frage, nachdem wir die Ausweise bekommen hatten.

Mama zuckte mit den Schultern.

«Antisemitismus ist nichts Neues», sagte sie. «Das gab es schon immer. Immer und überall. Der Unterschied liegt nur in Hitlers fanatischem Hass. Die Besessenheit, mit der er die Juden verfolgt, kann man nicht begreifen.»

Es war ein komisches Gefühl, dass ich plötzlich anders sein sollte als alle meine Freundinnen. In grellen roten Lettern verkündete der Ausweis: Diese Person ist anders, diese Person ist Jude.

Mit dem Ausweis in der Hand betrachtete ich mich im Badezimmerspiegel. Sah ich anders aus? Hatte ich mich über Nacht verändert? Doch mein Gesicht schaute mich wie immer an: braune Zöpfe, rundes Gesicht, haselnussbraune Augen.

«Kann man mir ansehen, dass ich jüdisch bin?», fragte ich.

«Nein, Schatz, du siehst nicht jüdisch aus. Aber sie werden es wissen, wenn sie deinen Ausweis kontrollieren.»

Jüdisch aussehen? Darüber hatte ich noch nie nachgedacht. Kannte ich Menschen, die jüdisch aussahen? Sahen Leute evangelisch oder katholisch aus? Woran erkannte man das?

Ich sah meinen Ausweis noch einmal genauer an. Rosemarie Sarah Brenner stand darauf. Nie hatte ich einen zweiten Vornamen gehabt. Jetzt hatte ich einen. Auf Anordnung der Nazis: «Jede jüdische Frau erhält zusätzlich den Vornamen Sarah, jeder jüdische Mann zusätzlich den Namen Isaak.»

Charles Isaak Brenner stand in Papas Ausweis.

Ich starrte auf mein Spiegelbild.

«Rosemarie Brenner», murmelte ich. «Ich bin einfach Rosemarie Brenner.»

Ich wollte nicht anders sein. Ich wollte mich nicht verändern. Aber es hatte sich schon etwas verändert. Es stand in nüchternen Lettern in meinem Ausweis. Wenn sie deinen Namen durch eine Vorschrift ändern konnten, dann warst du anders. Genauso wie sie mir meine österreichische Staatsbürgerschaft genommen hatten. Alle Juden sind staatenlos, hatten die Deutschen erklärt.

Wer war ich? Was war ich? Ich wusste es nicht mehr.

Jede Woche brachte neue Veränderungen. Einige davon betrafen alle, wie die Lebensmittelkarten und die Ausgangssperre. Aber einige betrafen nur uns Juden.

Manche Berufe waren Juden verboten, auch einige Gebiete im Land, und dann Theater- und Kinobesuche.

Aus Wochen wurden Monate.

Auch Papa verlor seine Arbeit. Die österreichische Firma, die ihn nach Holland versetzt hatte, wollte jetzt keine Juden mehr beschäftigen. So ging Papa eine Art Partnerschaft mit einem seiner nicht jüdischen Freunde ein, doch er war nur wenig in seinem neuen Büro. Die meiste Zeit und Energie brachte er in den Warteräumen der Botschaften verschiedener neutraler Staaten zu. Vielleicht würde eine uns ein Visum geben, vielleicht hatten wir die Möglichkeit, doch noch aus Holland zu entkommen. Da war Kuba, da war die Dominikanische Republik, da war sogar Portugal...

Es war seltsam, Papa jetzt tagsüber so oft zu Hause zu sehen. Aber es gab viele seltsame Dinge. Sogar das Spaziergehen in Amsterdam war anders geworden. Zwar waren die Strassen wie immer voll von Fahrrädern, aber der Autoverkehr war jetzt von Militärfahrzeugen beherrscht. Für Zivilisten war es unmöglich, an Benzin zu kommen. Auf den Gehwegen waren die Uniformen der verschiedenen deutschen Besatzungstruppen unübersehbar. Zivilisten traten zur Seite, um den Eroberern Platz zu machen, die Augen starr und die Lippen zusammengemisst. Die meisten mussten sich damit begnügen, Gefühle nur in den Augen zu offenbaren. Zu viele waren plötzlich verhaftet worden, nachdem sie unbedacht etwas gesagt hatten. Aber die härtesten

Blicke sparte man sich für die schwarz gekleideten Mitglieder der holländischen Sicherheitspolizei auf. Sie waren Verräter, waren diejenigen, die mit den Deutschen zusammenarbeiteten und ihr eigenes Volk demütigten.

Holländer, die ihre eigenen Landsleute verrieten! Man musste es gesehen haben, um es zu glauben. Kein Wunder, dass die Menschen sich verändert hatten. Sie waren ernst und in sich gekehrt, misstrauisch, oft sogar alten Freunden und Nachbarn gegenüber. Es gab wenig Fröhlichkeit und Gelächter sparte man sich für bittere Scherze über unsere traurige Lage auf.

Weniger als ein Jahr hatten wir unter der Besetzung gelebt, aber schon jetzt schien es, als hätte es nie etwas anderes gegeben. Ich lief mit meinem Sonderausweis herum, der ein Loch in meine Tasche zu brennen schien. Was wäre, wenn man mich doch als Jüdin erkannte?

Von der Strasse tönten Marschmusik und das Geräusch von Tritten im Gleichschritt. Ich reckte meinen Hals. Mitten auf der Strasse kam eine Gruppe von NSB-Mädchen und drängte den Verkehr zur Seite. Sie waren die holländische Ausgabe der deutschen Hitlerjugend, adrett in den blauen Uniformen, wie sie, in Reih und Glied und aus vollem Halse Nazi-Lieder singend, die Strasse entlangmarschierten. Was mussten sie für einen Spass haben! Sie hatten sicherlich keine Probleme mit ihrer Identität. Für einen flüchtigen Augenblick beneidete ich sie, wünschte mir, an ihrer sorglosen, ungefährdeten Gemeinschaft teilzuhaben.

Doch augenblicklich wusste ich, dass das falsch war. Keine meiner Freundinnen würde sich solche Gedanken erlauben. Ich hakte sie in Gedanken ab: Anneke, Noortje, Nelle-tje, Marijke. Nein, ich konnte mir nicht vorstellen, dass eine von ihnen zur NSB gehören wollte.

Aber für sie ist es etwas anderes, dachte ich trotzig. In gewisser Weise vereinte zwar auch sie etwas, ihr Patriotismus und ihr Hass auf die Besatzer. Aber was noch wichtiger war: Sie konnten es sich aussuchen! Ich nicht. Was hatte ich davon, wenn ich mich gegen den Eintritt in eine Gruppe entschied, die mich sowieso nicht aufgenommen hätte?

Einmal mehr, wie so oft seit Beginn der Besetzung, spürte ich, wie sich mein Jüdischsein einer unsichtbaren Barriere gleich zwischen mich und meine Freunde stellte. Zwar wusste ich, dass sie alle die Existenz einer solchen Barriere leugnen würden. Sie würden sich schützend vor mich stellen, wie es der Anstand von ihnen forderte. Aber ich wollte nicht herausgehoben werden. Dieser Zufall meiner religiösen Herkunft, vor dem Krieg so unwichtig, gewann immer mehr an Bedeutung.

Immerhin – der einzige Ort, an dem ich immer noch ich selbst sein konnte, war die Schule. In der Schule hatte sich nichts verändert, in der Schule lief alles weiter, als ob es nie Krieg und Besetzung gegeben hätte. Zwar ging es jetzt in zwei Schichten weiter, weil viele Schulgebäude von den Deutschen beschlagnahmt worden waren, aber sonst war al-

les beim Alten geblieben. Wir lernten Rechtschreibung, Grammatik und Mathematik wie immer, und es war tröstlich, im Klassenzimmer die Sicherheit des Alltags vorzufinden, egal was draussen in der Welt passierte.

Aber im nächsten Jahr würde selbst die Schule anders sein. Dies war unser letztes Jahr in der Grundschule. Anneke und ich beschäftigten uns schon in Gedanken mit unserer Aufnahmeprüfung für das Lyzeum. In Holland konnte man auf verschiedene weiterführende Schulen gehen. Anneke und ich hatten schon seit Jahren geplant, zusammen das Lyzeum zu besuchen. Ihre beiden älteren Schwestern hatten an dieser Schule ihren Abschluss gemacht, und es war klar, dass Anneke in ihre Fussstapfen treten würde. Mir war ein Stein vom Herzen gefallen, als meine Eltern mich auf die gleiche Schule gehen liessen

Am Tag der Aufnahmeprüfung gingen Anneke und ich gemeinsam und untergehakt, um uns gegenseitig Mut zu machen.

Das Lyzeum war ein betagtes, ehrwürdiges Gebäude mit vom Alter nachgedunkelten roten Ziegelsteinen. Generationen von Schülern waren mit ihren Fahrrädern durch das Eingangstor in den Schulhof gefahren und durch die schweren Holztüren ein- und ausgeströmt. Ihre Füsse hatten einen glatten Pfad quer über den gepflasterten Hof ausgetreten und mit der Zeit waren die ältesten der in die altmodischen Pulte geritzten Initialen schwarz geworden. Hoch waren die

Klassenräume, und das ganze Gebäude schien durchflutet von Alter und Tradition, und Anneke und ich spürten das, als wir nach den Prüfungen durch die lang gestreckten Korridore gingen.

Die Prüfung, die wir gerade abgelegt hatten, würde darüber entscheiden, ob wir diese Oberschule in den folgenden sechs Jahren besuchen durften. Sechs Jahre! Eine Ewigkeit!

Und wenn ich es nicht schaffte? Dann würde ich nicht mit Anneke zur Schule gehen können! Sie und ich waren seit dem ersten Schuljahr zusammen gewesen. Ich war gerade ins Land gekommen, noch schüchtern und ein wenig unbeholfen in der holländischen Sprache. Aber Anneke hatte mich unter ihre Fittiche genommen, mir geholfen, mich einzugewöhnen, und mich verteidigt, wenn andere Kinder mich aufzogen. Ich verliess mich immer noch auf sie, wenn es um neue Pläne und Ideen ging.

Die nächsten beiden Wochen lauerte ich ständig am Briefkasten. Dann kam der grosse, feste weisse Umschlag vom Lyzeum. Es war die Zusage! Zwei Minuten später war ich auf dem Weg zu Anneke. Als ich ihr Zimmer betrat, winkte sie mir schon mit ihrem Brief. Wir fielen uns um den Hals: geschafft!

Plötzlich konnte ich das Ende des Schuljahres kaum noch erwarten: Wenn nur das neue bald beginnen könnte! In Gedanken sah ich mich schon als Schülerin des Lyzeums. Nur noch den Sommer mussten wir hinter uns bringen.

Es war ein gottserbärmlicher Sommer. Anneke fuhr weg, um die Ferien bei ihren Grosseltern im Süden Hollands zu verbringen, und die meisten meiner übrigen Freunde hatten gleichfalls Reisepläne. Für mich aber würde es diesen Sommer keinen Badeurlaub geben. Für Juden waren Badeorte verboten.

Ich vermisste den Strand, den Geruch des Meeres, das Gefühl, wie der nasse Sand zwischen meinen blossen Zehen hindurchquoll. Nicht einmal ins städtische Schwimmbad durfte ich: KEIN ZUTRITT FÜR JUDEN stand auf einem grossen Schild am Tor.

Die Tage schleppten sich dahin, bestimmt von Verboten: kein Strand, kein Schwimmbad, nichts zu tun. Nichts zu tun, ausser über die neue Schule nachzudenken oder die Zeit totzuschlagen. Mama tat dies, indem sie Leute einlud und unser Haus mit Gästen füllte. Zu jener Zeit schien es, als ob wir unentwegt Besuch hätten: zum Tee, zum Abendessen oder einfach zum Reden.

«Weiss sie denn nicht, dass Krieg ist und Lebensmittel rationiert sind?», murmelte ich Oma zu, als ich zum dritten Mal in dieser Woche den Tisch für Gäste deckte.

«Sie bringen mehr an Essen und an Lebensmittelmarken, als sie verzehren», lachte Oma. Aber mich überzeugte das nicht.

Tag für Tag kam Mama mit einem halb leeren Einkaufsnetz nach Hause. Alles war knapp: Eier, Butter, Milch, Käse, und dabei war Holland immer ein Land der Milchprodukte

gewesen. Aber ganze Herden holländischer Rinder waren inzwischen nach Deutschland verfrachtet worden. Und mit Hühnern und Schweinen war es genauso.

Ärgerlich warf ich die Tischdecke über den Tisch und steuerte auf das Buffet zu, um das Silberbesteck zu holen. Aber die leere Schublade machte mir schlagartig wieder klar, dass unser bestes Silber uns nicht mehr gehörte. Zusammen mit den ererbten Leuchtern und anderen Wertsachen war unser Silberbesteck von den Deutschen konfisziert worden, «als Kriegshilfe». Nach deutscher Auffassung hatten Juden kein Anrecht auf Silberbesteck.

«Das sind doch nur Sachen, Rosie», hatte Mama gesagt. Aber auch ihr Verlobungsring war in einem der schweren Koffer gewesen, die meine Eltern an jenem Tag zum Sammellager gebracht hatten, genau wie ihre geliebte diamantenbesetzte Goldbrosche und meine kleine Kette aus Zuchtperlen, die mir die andere Grossmutter zum zehnten Geburtstag geschickt hatte. Juden durften auch keinen eigenen Schmuck besitzen.

Ja, es waren nur Sachen, aber manche waren seit Generationen im Besitz unserer Familie gewesen. Es machte mir Angst, dass irgendjemand so einfach in unser Leben eingreifen und Dinge wegnehmen konnte.

Wieder sah ich auf die leere Schublade. Ab jetzt würden unsere Gäste also mit Küchenmessern und -gabeln vorliebnehmen müssen. Nicht dass das irgendwen gestört hätte. Sie waren erschütternd dankbar, dass sie überhaupt mit uns es-

sen durften. Denn was für eine traurige Ansammlung von Schutzbefohlenen hatte Mama um sich geschart: einsame Witwen und Witwer, ein paar altjüngferliche Kusinen und den einen oder anderen Junggesellen.

Als das Essen knapper wurde, stiess ich mich immer mehr an ihrer Gegenwart an unserem Esstisch, obwohl ich sehr wohl wusste, dass die Essensmarken und Lebensmittel, die sie mitbrachten, all ihren Verzehr ausglich.

«Sei nicht so egoistisch», mahnte mich Mama. «In schweren Zeiten ist es gut, Freunde zu haben und mit ihnen zu teilen.»

«Verdirb Mama nicht die Freude», sagte Papa mit jenem besonderen Lächeln, das er immer dann aufsetzte, wenn wir ein Geheimnis teilten. «Deine Mutter braucht Leute um sich, das ist die einzige Freude, die ihr noch geblieben ist.»

Wir nahmen alles wie ein Spiel, Mama und ich. Für sie waren es die Gäste, für mich die Schule. Ein Spiel oder der Versuch, so zu tun, als wäre das Leben in Wirklichkeit ganz anders.

Ende August bekam ich den ersten einer ganzen Reihe von Briefen des Lyzeums mit Bücherlisten und verschiedenen Anweisungen für neue Schüler. Da Anneke erst kurz vor Schulbeginn zurückkommen würde, ging ich allein in die Stadt, um die Schulbücher zu kaufen, die ich für mein erstes Jahr am Lyzeum brauchte. Ich wollte nicht warten, bis die besten der gebrauchten Bücher aus dem Buchladen des

Lyzeums schon verkauft waren. Ausserdem musste ich etwas tun!

Als ich ankam, war der Buchladen schon voll von Schülern. Einige waren offensichtlich schon in höheren Klassen; sie kannten sich zwischen den hohen Bücherregalen gut aus und begrüßten Freunde und die Verkäufer hinter dem Ladentisch. Wie reif und sicher sie wirkten! Ob ich selber im nächsten Jahr auf die neuen Schüler auch so wirken würde?

Es machte Spass, Regal um Regal zu durchstöbern und nach und nach die lange Bücherliste abzuhaken: Musik, Pflanzenkunde, Geschichte, Erdkunde... Es war fast wie eine Vorschau auf die Arbeit, die mit dem nächsten Jahr auf mich zukommen würde. Einige der Bücher waren schmutzig, andere schienen so gut wie neu und unbenutzt zu sein. Ich war froh, so früh gekommen zu sein.

Zu guter Letzt hatte ich alle meine Bücher gefunden. Den hohen Stapel auf meinen Armen balancierend, ging ich zur Kasse. Ich sah das grosse blonde Mädchen erst unmittelbar, bevor wir am letzten Bücherregal zusammenstiessen. Die Hälfte meiner Bücher knallte auf den Boden.

«Mensch, Carla!», rief ich. Unter all den Fremden war ich ausgerechnet mit einer Klassenkameradin aus der Grundschule zusammengestossen. Ich freute mich, sie zu sehen, obwohl wir einander kaum kannten. In der Schule war Carla eher mit anderen zusammen gewesen.

Sie machte keine Anstalten, mir beim Einsammeln der verstreuten Bücher zu helfen.

«Dich habe ich hier gar nicht erwartet», sagte sie laut. «Ich hätte nicht gedacht, dass du dir die Mühe machst und noch Bücher kaufst. Für die kurze Zeit, meine ich.»

«Wie meinst du das?» Die Worte waren schon gesagt, ehe ich den Verstand einschalten konnte. Dann wurde mir klar, was sie hatte sagen wollen, und ich fühlte, wie die Farbe aus meinen Wangen wich. Wusste Carla mehr über das zukünftige Schicksal jüdischer Schüler als ich? Wortlos sank ich auf die Knie und begann, meine verstreuten Bücher einzusammeln. Ich hatte Angst, mir würde die Stimme versagen, wenn ich versuchte, ihr zu antworten.

Über meinem Kopf redete Carla immer noch.

«Entschuldige, äh, ich dachte, du hättest es schon gehört», verteidigte sie sich. «Ich meine, äh, alle reden schon den ganzen Sommer davon...»

«Sei doch still, Carla!», flüsterte eine Stimme nachdrücklich. Ängstlich fragte ich mich, ob wohl alle im Geschäft das Gespräch mit angehört hatten.

Ohne Carla noch einmal anzusehen, stand ich auf und trug meine Bücher zur Kasse. Ich war froh, dass der Mann so lange brauchte, die Summe auszurechnen, weil mich das meine Fassung zurückgewinnen liess.

Als ich ging, stand Carla noch an derselben Stelle. Sie starrte mich noch immer an. Ich biss die Zähne zusammen

und wollte so stolz und aufrecht wie möglich an ihr vorbeigehen. Aber Carla hielt mich fest.

«Bitte, Rosie, ich habe es nicht so gemeint», sagte sie flehend, «wirklich nicht.»

«Schon gut, Carla.» Ich staunte über meine Ruhe.

«Tschüs, bis nächste Woche in der Schule.»

Dann floh ich aus dem Laden.

Die ganze restliche Woche machte ich mir Sorgen. Aber es gab keine weiteren Bekanntmachungen und endlich kam der erste Schultag.

Anneke war wieder da. Zusammen fuhren wir mit dem Fahrrad ins Lyzeum, fühlten uns stolz und wichtig und ein bisschen ängstlich. Aber die Erleichterung, tatsächlich im Lyzeum zu sein, wischte die Angst beiseite, so viele neue Leute zu treffen. Die anderen Neuen, stellte ich fest, fühlten sich genauso fremd und verloren wie ich. Carla war in unserer Klasse und winkte zögernd herüber.

Als uns die Schule um vier Uhr entliess, fühlte ich mich schon mit Herz und Seele mit dieser altehrwürdigen Einrichtung verbunden.

Ich gehöre hierher! Ich bin wirklich hier als Schülerin und das ist meine Schule. Jetzt bin ich in Sicherheit. Jetzt, da die Schule wirklich angefangen hat, werden sie mich nicht mehr rauswerfen.

Zum ersten Mal seit Monaten dachte ich nicht mehr über das Anderssein nach. Es war, als ob es nie Krieg und Besetzung gegeben hätte, als ob wieder Frieden wäre. Als ob wir nicht in der Falle sässen. Erdkunde, Geschichte und Musik

und das tägliche Gerede über Lehrer und Jungen, sonst nichts. Nach zwei Wochen fühlte ich mich, als wäre ich nie auf einer anderen Schule gewesen.

Aber dann, als die dritte Woche gerade begonnen hatte, ordnete mir meine Klassenlehrerin an, ich solle die Aula aufsuchen. Worum es genau ging, wollte sie mir nicht sagen.

Ich liess meine Bücher am Pult und machte mich auf den Weg die Treppe hinab. Aus allen Richtungen kamen Schüler, aber ich kannte keinen. Dazu war ich noch nicht lange genug hier.

Ich setzte mich in eine der hinteren Reihen der Aula und fragte mich, was der Schulleiter wohl von uns wollte. Nervös schritt er auf dem Podium auf und ab und sah zu, wie die einberufenen Schüler nach und nach den Saal betraten.

Wer waren diese ganzen anderen Schüler und was hatte ich mit ihnen zu tun? Ich musterte all die unbekanntes Gesichter, bis ich ein vertrautes auf der anderen Seite des Raums entdeckte. Tommy Baumann! Unsere Eltern waren befreundet und wir hatten manchen Sommer zusammen am Strand verbracht. Ich hatte gewusst, dass Tommy auch auf das Lyzeum ging, doch er war zwei Jahre älter als ich, und so war ich ihm bis jetzt noch nicht begegnet.

Tommy tuschelte mit ein paar Freunden. Sie alle wirkten ängstlich und bestürzt. Wenn ich nur irgendwie zu Tommy

auf die andere Seite des Saales gelangen könnte! Vielleicht könnte er mir erklären, was los war.

Aber zu spät, der Schulleiter hatte begonnen zu sprechen. Sein Gesicht sah angespannt und düster aus. Er hatte sogar Tränen in den Augen. Er sprach in kurzen, abgehackten Sätzen; als ob er sich seiner Stimme nicht sicher wäre. Und er hatte den ersten Satz noch nicht beendet, als mir klar wurde, was ich mit allen anderen hier gemeinsam hatte. Wir alle waren Juden. Und ohne seine Worte richtig zu hören, wusste ich, was er sagen würde.

Bruchstücke seiner Rede drangen zu mir durch, hier und da ein Wort. Er sprach über schlimme Zeiten und traurige Augenblicke und dass jeder hier in Holland mit uns fühlte.

Das Lyzeum werde den Verlust so vieler guter Schüler spüren, sagte er. «Eines Tages aber werdet ihr wiederkommen. Wir werden euch hier mit offenen Armen willkommen heissen. Aber jetzt müssen wir uns trennen. Es fällt mir unendlich schwer, euch diese Nachricht zu überbringen. Aber ich habe keine Wahl.»

Er sagte noch mehr, aber ich hörte nicht mehr hin. Ich wollte nichts mehr hören. Trotz all der Gerüchte, all meiner Bedenken, war ich wie benommen. Ich schaute mich um. Wie nahmen es die anderen auf? Waren sie auch so überrascht? Einige Mädchen weinten. Die Jungen verliessen das Auditorium blass und mit zusammengepressten Lippen.

An der Tür fing ich Tommy Baumann ab und packte ihn am Arm.

«Mensch, Tommy!» Ich stockte. Dann brach es heraus: «Ich halte das nicht aus! Ich will diese Schule nicht verlassen!»

Tommy zuckte zusammen. Zwei helle Flecken erschienen auf seinen Wangen. «Hör auf!» Er schrie mich fast an. «Du hast doch keine Ahnung! Du bist neu hier! Woher willst du wissen, wie ich mich erst fühle, wenn ich von der Schule muss.»

Unsanft und mit vorgeschobenen Schultern drückte er sich an mir vorbei. Verletzt starrte ich ihm nach. Ich hatte Tommy Baumann nie besonders gemocht, aber so zu reagieren, sah ihm ganz und gar nicht ähnlich. Nie zuvor hatte ich ihn grob erlebt.

Aber dann, als ich die Treppe zu meinem Klassenzimmer hochschlich, um meine Sachen zu holen, war auch ich nicht mehr ganz ich selbst. Ich bewegte mich und redete und lief, aber ich hatte ein seltsames, leeres Gefühl in mir, als wäre ich gar nicht wirklich da, als beobachtete ich mich von aussen und sähe eine Fremde. Das Klassenzimmer war leer, die anderen waren auf der üblichen Runde durch die Unterrichtsräume. Ich war froh, dass Anneke nicht hier war und sah, wie ich meine Sachen packte.

Mit den Büchern im Arm stand ich zögernd an der Tür. Was jetzt? Was war mit meiner halb fertigen Zeichnung in Kunst oder den angefangenen Bücherstützen vom Werkunterricht? Sollte ich sie mitnehmen oder hierlassen? Was war

mit dem Mathetest von letzter Woche? Jetzt würde ich nie wissen, was ich für eine Note bekommen hätte. Und die Geschichte, die wir gestern in holländischer Literatur begonnen hatten: Ich würde ihr Ende nie erfahren.

Sollte ich mich von meinen Lehrern verabschieden? Ein paar der älteren Schüler schienen die Runde zu machen. Nein, ich würde es nicht ertragen, auch nur einem von ihnen gegenüberzustehen. Und was sollte das bringen? Für die meisten von ihnen war ich immer noch nichts als ein Name, ein neues Gesicht, das sie kaum kennengelernt hatten. Sie würden meinen Namen aus der Klassenliste streichen und das war es dann. In ein paar Tagen würde es so sein, als wäre ich niemals auf dem Lyzeum gewesen.

Kapitel 3

Und dann mussten wir Sterne auf unsere Kleidung nähen, damit man sah, wer wir waren.

Die Sterne waren auf groben gelben Stoff gedruckt – ein hässliches Gelb – und der Davidstern war dick schwarz umrandet. In die Mitte jedes Sterns war mit noch dickeren schwarzen Linien in pseudohebräischen Buchstaben das Wort «Jude» gedruckt. Sie mussten aufgenäht auf der Kleidung getragen werden – über dem Herzen, wie Oma sagte –, zu jeder Zeit, drinnen wie draussen.

Mama hatte unsere Zuteilung an gelben Sternen bei der Ausgabestelle gegen kostbare Kleidergutscheine gekauft. Nun lagen die langen gelben Stoffstreifen, aus denen wir die Sterne ausschneiden mussten, ausgerollt auf dem Esstisch. Ihr Anblick widerte mich an.

«Der Davidstern, dieses wunderbare Symbol!», seufzte Oma. «Und jetzt so missbraucht!»

Sorgfältig schnitt sie den sechseckigen Stern an den vorgezeichneten Linien entlang aus dem Stoff heraus. «Das wird sofort ausfransen», klagte sie. «Wir müssen jeden Stern erst säumen.»

Diese Verschwendung an Zeit, Mühe und Material! «Es ist barbarisch», murmelte ich und genoss den Klang dieses Wortes. «Der Gipfel der Barbarei, das ist es!»

«Und nicht einmal originell!», ergriff Papa das Wort. «Schon im Mittelalter hat man Juden mit einem gelben Flicken gekennzeichnet. Das Dritte Reich ist nichts als ein riesiger Schritt zurück.»

«Lass mich doch mit der Geschichte in Ruhe!», sagte ich gereizt.

«Ich versuche nur, es in die richtige Perspektive zu setzen», erwiderte er.

«Also, ich trage ihn nicht», sagte ich. «Mit so einem Ding gehe ich nicht auf die Strasse.»

«Sicher wirst du das, Rosemarie», sagte Mama. «Wir alle werden ihn tragen, denn wir können dem Gesetz nicht entfliehen.»

«Dann gehe ich nicht auf die Strasse», sagte ich hartnäckig.

«Willst du für den Rest des Krieges zu Hause bleiben?» Mama versuchte, mir gut zuzureden: «Mach dir keine Sorgen, die Leute werden dich nicht anstarren, das verspreche ich dir. Du wirst sehen, sie werden sehr mitfühlend sein.»

«Ich will kein Mitleid, ich will wie alle anderen sein», schrie ich und stürmte aus dem Zimmer.

Natürlich kam ich zurück und ich kam mir blöd vor. Tief im Innern wusste ich genau, dass Mamas gekünstelte Fröhlichkeit eine Art Trick war, um mir ein wenig Sicherheit zu geben. Ich war alt genug, um sie zu durchschauen und zu begreifen. Doch in ihren Augen war ich noch immer Kind genug, dass man mir unangenehme Wahrheiten ersparen musste.

Als ich zum ersten Mal mit dem Stern auf die Strasse gehen sollte, zögerte ich lange. Zwei Mal öffnete ich die Haustür und schloss sie wieder. Verzweifelt suchte ich nach etwas, was ich oben vergessen zu haben vorgab, nur um den Augenblick hinauszuschieben, in dem ich auf die Strasse ging, in dem ich blossgestellt wäre, gezeichnet mit dem verhassten Mal.

«Trag es als ein Zeichen von Mut», riet Oma. «Geh aufrecht, Kopf hoch, und die Leute werden dir Respekt zollen.»

Mut! Ich glaube, im Grunde meines Herzens war ich ein Feigling. Auch wenn ich mich dafür hasste: Ich versteckte den Stern, wann immer ich konnte. Hinter einem Stapel von Schulbüchern oder einem Paket, das ich gerade trug, und alles nur, um vorzutäuschen, da wäre kein Stern.

Was die Reaktion der Leute betraf, behielt Oma Recht. Alle, die wir kannten, übersahen den Stern. Freunde, Nachbarn, sogar Fremde kamen mit einem freundlichen Wort oder einer netten Geste auf uns zu. Aber ich wollte ja nicht im Mittelpunkt stehen, auch nicht aus Freundlichkeit oder Mitleid. Schon gar nicht aus Mitleid!

Zum ersten Mal in den sechs Monaten, seit ich das Lyzeum hatte verlassen müssen, wär ich fast froh, jetzt eine jüdische Schule zu besuchen. Wenigstens unterschied ich mich hier nicht von den anderen. Wir alle trugen das gelbe Abzeichen und wir alle teilten das gleiche Schicksal.

Zu Anfang hatte ich diese neue Behelfsschule gehasst. Der Unterricht wurde in einem Privathaus abgehalten, wo sich Gruppen von Schülern in allen möglichen Ecken und Winkeln trafen; wenn das Wetter mitspielte, auch im Garten. Da sass ich in einer dieser Klassen unter vielen Fremden und versuchte, mir vorzustellen, was Anneke oder Carla jetzt gerade im Lyzeum machten. Noch immer kannte ich den Stundenplan auswendig. Montag früh als erstes holländische Literatur, dann Musik und Erdkunde. Wir hatten gerade die indonesischen Inseln durchgenommen. Wahrscheinlich war die Klasse jetzt schon bis Borneo gekommen...

Einmal, als unsere Schule aus irgendwelchen Gründen geschlossen war, war ich zum Lyzeum hinübergelaufen, einfach um es einmal wieder zu sehen. Von der anderen Strassenseite her hatte ich meinen Blick an dem im Laufe der Jahre dunkel gewordenen Gebäude hochschweifen lassen, an den vielen Reihen zurückgesetzter Fenster, die die Ziegelfassade entlangliefen. Die Fenster hatten meinen Blick, so schien mir, wie aus einer Vielzahl ausdrucksloser Augen erwidert. Gruppen von Schülern waren aus den breiten Doppeltüren geströmt. Es war Pause gewesen und übermütige Stimmen hatten über den offenen Platz getönt. Ich hatte mich ihnen schon ziemlich fern gefühlt, sogar fern von Anneke. Zum ersten Mal war mir der Gedanke gekommen, dass ich vielleicht nie mehr zurückkommen würde.

Aber seit ich den gelben Stern trug, ging ich dem Lyzeum

aus dem Weg. Schon der kurze Weg zwischen unserem Haus und der neuen Schule war eine Qual. Ich beneidete die Schüler, die ihr Abzeichen mit Stolz und im Bewusstsein ihrer geschichtlichen Vergangenheit und religiösen Überzeugung trugen. Ich aber fühlte mich von ihnen genauso weit entfernt wie von meinen alten Freunden.

Der schlimmste Augenblick kam jeden Morgen, wenn ich die Euterpe Straat, einen halben Block von unserem Haus entfernt, überqueren musste. Dort hatte die Gestapo zwei Schulgebäude besetzt, die sich an einem ruhigen Platz gegenüberlagen. Sehr bald wurde diese freundliche Allee zu einem Ort des Schreckens. Uniformierte SS-Leute in Schnürstiefeln sah man hier mehr als anderswo in der Stadt, und von vielen Leuten, die dorthin zum Verhör gebracht worden waren, hatte man nie mehr etwas gehört. Wer nicht unbedingt dort vorbeimusste, mied die Gebäude.

Aber wir konnten einen Ort, der weniger als einen Block von uns entfernt war, nicht einfach meiden. Die Anwesenheit der Gestapo hing wie eine dunkle Wolke über dem ganzen Viertel. Und mit der Einführung des gelben Sterns wurde dieses Gefühl noch schlimmer. Jedes Mal, wenn ich die Strasse hinunterging, konnte ich fühlen, wie die Wache vor der Gestapo mich anschaute. Ich versuchte, so zu tun, als ob ich es nicht bemerkte, aber ich spürte, wie ich innerlich zitterte.

Eines Tages, Anfang Mai, klingelte es laut und lange an der Tür. Ich war gerade von der Schule heimgekommen und

stand noch in der Diele, die Schultasche in der Hand.
Ich war eher an der Tür als Mama.

Zwei Männer in Zivil standen vor der Tür. «Ja?», fragte ich. Doch sie stiessen mich einfach zur Seite. Sicherheitspolizei, wusste ich, noch bevor sie ihre Ausweise zückten.

Mama empfing sie und bedeutete mir hinter ihrem Rücken, nach oben zu verschwinden. Papa war nicht zu Hause, und ich hatte Angst, sie allein zu lassen, aber ich wagte nicht, mich zu widersetzen. Ich zog mich auf den oberen Treppenabsatz zurück, hing über dem Treppengeländer und lauschte angestrengt nach unten.

Ich konnte nicht alles verstehen, aber die Gesprächsfetzen, die ich auffing, fügten sich nur zu eindeutig zusammen: ...judenfreies Gebiet erforderlich... Hausenteignung ... Räumungsbefehl...

Dann drangen die Stimmen näher. Ich hörte Schritte auf der Treppe und wich in mein Zimmer zurück.

Die Männer gingen von einem Raum zum anderen, machten Notizen über unsere Möbel, sarkastische Bemerkungen über unseren Besitz und erinnerten uns daran, dass diese Sachen bald nicht mehr in den Händen von «dreckigen Judensäuen» wären.

Dann standen sie in meinem Zimmer, ohne sich um meine Anwesenheit zu kümmern. Dreist sahen sie sich um, fassten meine Sachen an und warfen einen Blick in meinen Wandschrank. Starr stand ich an der Wand und hoffte sehnlichst, dass die Inspektion endlich vorüberging. Einer der Männer

ging zu meinem Schreibtisch, warf einen Blick auf meine Bücher und nahm den gläsernen Briefbeschwerer, den meine Eltern mir einst als Souvenir aus Paris mitgebracht hatten. Er schüttelte ihn, und mit ihm schaute ich den künstlichen Schneeflocken zu, wie sie um den winzigen Eiffelturm wirbelten. Er schlenderte im Zimmer umher und richtete seine Augen auf das rosaseidene Deckbett, das zusammengefaltet am Fuss meines Bettes lag. Er befühlte den Stoff.

«Rosa Seide», höhnte er. «Bald wird sie es nicht mehr so gut haben! Keine rosa Seide mehr für jüdische Gören!»

Ich sah Mama die Fäuste ballen. Aber sie blieb ruhig, ganz gleich, was sie sagten. Dass diese widerlichen Kerle auch noch holländisch redeten, machte ihre Arroganz noch schwerer erträglich.

Schliesslich gingen sie, unter wüsten Drohungen, was alles passieren würde, wenn wir es wagten, etwas aus dem Haus verschwinden zu lassen. Nicht mehr als zwei Handkoffer pro Person mit Kleidung und persönlichen Sachen! Sie gaben uns drei Tage, um das Haus zu räumen.

Als sie fort waren, umklammerten Mama und ich uns stumm. Ich glaube, wir waren über ihr Verschwinden so erleichtert, dass wir erst einmal gar nicht an die Zukunft dachten. Erst dann wurde uns bewusst, was wirklich geschehen war. Drei Tage! Drei Tage, und wir waren obdachlos, draussen auf der Strasse, mit nichts als dem bisschen, das wir tragen konnten!

«Wo sollen wir denn hin?», rief Oma unter Tränen, als sie die Nachricht hörte. «Und was sollen wir mitnehmen? Kleidung, Nahrung, Bettzeug, alles ist wichtig! Aber wie sollen wir das alles tragen?»

«Wir haben drei Tage und wir werden einen Weg finden», beruhigte Mama sie genau so, wie sie vorher mich getröstet hatte. «Wir werden schon Hilfe bekommen. Und wir werden ein Dach über dem Kopf finden, auch wenn es nur vorläufig ist.»

Wir fingen an zu packen. Wir dachten an nichts anderes mehr. Was von all dem, was sich über ein ganzes Leben lang angehäuft hatte, sollte man nur auswählen?

Wie aufgescheucht rannten wir herum, durchsuchten Kommoden und Schränke und wühlten in Schubladen und Koffern. Ich wurde hin und her geschickt.

«Rosemarie, hol den Zucker und die Sardinen und die Büchsenmilch aus dem Keller. Das ist wichtiger als Kleider», befahl Mama.

«Was ist mit den eingelegten Eiern?», fragte Oma. Zu Anfang des Kriegs hatte sie stundenlang Eier eingelegt, die jetzt in grossen Gläsern auf den Kellerregalen standen.

Aber es gab keine Möglichkeit, diese Kostbarkeiten mitzunehmen.

«Denkt daran, dass wir alles selber tragen müssen», ermahnte uns Papa immer wieder. «Kleidung und etwas Nahrung, mehr geht nicht.»

«Und meine Schallplatten?», fragte ich. «Die beiden hier sind erst vom letzten Monat.»

«Rosie, was sollen Schallplatten ohne Plattenspieler?», fragte Papa nachsichtig.

Ich stellte die Platten zurück aufs Regal und erstickte den Drang, sie alle hinunterzufegen und zu zerschlagen. Alles wollte ich zerschlagen, im ganzen Haus alles, was wir nicht mitnehmen konnten. Warum sollten wir es für die Nazis da lassen? Aber ich wagte es nicht. Vielleicht hatten diese Kerle meine Schallplatten auch in die Inventarliste aufgenommen.

In der Küche fand ich Mama mitten in einem Stapel von Töpfen und Pfannen auf dem Boden. Sie sah müde aus und ihre Bewegungen waren langsam. Irgendwann stellte sie all die Töpfe in den Schrank zurück.

«Es hilft nichts», seufzte sie. «Wir können sie sowieso nicht tragen.»

Sie griff nach einer Schachtel mit alten Briefen. «Die werden verbrannt», sagte sie. «Zeit zum Sortieren haben wir nicht und hier lassen will ich sie auch nicht.»

Trotz des Wache stehenden Gestapo-Mannes schafften wir es, ein paar kleine Andenken aus dem Haus zu schmuggeln. Die besondere Bauweise unseres Zweifamilienhauses half uns dabei. Die Dijkmans, die in den beiden oberen Stockwerken wohnten, hatten einen eigenen Eingang direkt neben unserer Haustür. Eine lange, steile Treppe führte zu ihrer Wohnung. Unter unseren beiden Eingangsfloren gab es einen kleinen Verbindungsgang. Durch Falltüren, jeweils von einem eingepassten Fussabtreter verdeckt, konnte man diesen niedrigen und schmalen Raum erreichen.

Nachts, im Schutz der dichten Verdunkelungsvorhänge, arbeiteten unsere beiden Familien fieberhaft daran, lieb gewonnene Andenken wie Fotoalben, Nippesfiguren und einige kostbare Erstausgaben aus unseren Bücherschränken hinüberzuschaffen. Da ich die Kleinste war, musste ich durch den staubigen Gang hin und her kriechen und alles, was mir heruntergereicht wurde, weitergeben. Ich versuchte, nicht auf die Spinnweben und den Mäusedreck zu achten, die sich in dem dunklen, engen Gang angesammelt hatten. Zum Glück war ich zu beschäftigt, um mich darum zu kümmern oder mir gross Gedanken darüber zu machen. Aber dass wir die Deutschen direkt vor ihrer Nase hereinlegten, verschaffte mir eine grimmige Befriedigung!

Am dritten Morgen weckte mich Mama kurz nach Sonnenaufgang. Es gab noch so viel zu tun und die Zeit war knapp. Wir hetzten umher, packten Koffer, räumten die Zimmer auf. Als Mama für mich keine Aufträge mehr zu haben schien, entwischte ich.

«Ich gehe nach oben und schaue mich noch ein letztes Mal um», sagte ich und schoss die Treppe hoch, bevor Mama widersprechen konnte. Dann ging ich von Zimmer zu Zimmer und sagte allem Ade.

In meinem Zimmer öffnete ich den grossen Einbauschränk, in dem ich einst meine Spielsachen, Schallplatten und besonderen Schätze aufbewahrt hatte. In einer Ecke lag ein Haufen all der Puppen, die ich seit Jahren nicht mehr angerührt hatte. Ich nahm mir Trudy mit den gelben Haaren.

Ausdruckslos erwiderte sie meinen Blick aus ihren leeren blauen Porzellanaugen. Als ich sie auf den Haufen zurücklegte, erschreckte mich ihre klagende Stimme. Ich liess meine Finger über die kalte, glatte Oberfläche einer Schachtel mit Spielen gleiten und dann streifte meine Hand etwas Weiches, Warmes und Flaumiges. Fluffy! Ohne hinzuschauen, wusste ich, dass es der knuddelige Plüschhund war, den ich als kleines Kind so abgöttisch geliebt hatte, dass kaum noch etwas von ihm übrig war. Jahrelang hatte ich ihn noch behalten, selbst als meine anderen Babyspielsachen längst aussortiert waren. Einen Augenblick war ich versucht, ihn zu retten, ihn in meinem Koffer zu verstecken und ihn so irgendwie aus dem Haus zu schmuggeln. Aber nein! Es gab Wichtigeres mitzunehmen. War ich nicht schon längst zu erwachsen für die Spielsachen in diesem Schrank? Rasch machte ich ihn zu.

Am Fenster warf ich einen langen letzten Blick hinunter auf den sonnigen Garten. Am Rande der Blumenbeete blühten die Tulpen, an den knorrigen Ästen des alten Walnussbaumes leuchteten junge grüne Blätter und die riesige Kastanie mit ihren weissen Kerzen wetteiferte mit der blassen Blütenkaskade des schlanken Fliederbusches darunter.

Unten im Wohnzimmer sass Mama neben einem Stapel geschlossener Koffer und verschnürter Bündel, die wir mitnehmen wollten. Sie sah abgekämpft und resigniert aus. Und in diesem Moment wurde mir klar, wie schrecklich es

für Mama sein musste, all das zurückzulassen, was sie über die Jahre so liebevoll für ihr Zuhause gesammelt hatte. Es war mehr als nur der Verlust eines Daches über dem Kopf und die Sorge um unsere Zukunft. Für Mama steckten Erinnerungen in all diesen Dingen, genau wie für mich in den alten Spielsachen oben. Eben noch hatte ich zu Mama rennen wollen, um mich von ihr über meinen eigenen Verlust hinwegtrösten zu lassen. Und plötzlich war sie es, die ich trösten wollte.

Sie gab mir keine Gelegenheit dazu. Sie fuhr sich mit der Hand durch das Haar, in Gedanken schon wieder bei dem, was noch zu erledigen war.

«Kümmere dich mal um Puss, Rosemarie», ermahnte sie mich.

Diesen besonders schmerzhaften Abschied hatte ich die ganze Zeit über verdrängt. Puss war schon als kleines Kätzchen bei mir gewesen, als er noch wie ein schwarz-weisses Wollknäuel ausgesehen hatte. Jetzt war er ein stolzer Kater, fast zu gross und zu schwer, als dass ich ihn hätte tragen können. Ich fand ihn an seinem sonnigen Lieblingsplatz vor der Verandatür im Wohnzimmer und nahm ihn auf den Schoss, um ihn ein letztes Mal an mich zu drücken. Die Niederburghs am Ende des Blocks hatten sich angeboten, ihn erst einmal aufzunehmen, da wir uns jetzt nicht auch noch eine Katze aufhalsen konnten. Ich war froh, dass Puss in seinem angestammten Revier bleiben durfte, aber es war schwer, ihn wegzugeben.

Mit Puss fest in meinen Armen machte ich mich auf zu seinem neuen Heim und nahm die Abkürzung durch die Hinterhöfe. Frau Nederburgh nahm ihn zärtlich in Empfang, aber er wollte nicht auf ihrem Arm bleiben. Er wand sich hin und her und drehte seinen Kopf zu mir. Wie konnte ich ihn bei Fremden lassen, wenn er doch bei mir sein wollte?

Frau Nederburgh sah mir an, was ich fühlte.

«Ich werde gut auf ihn aufpassen, Rosie», versprach sie. «Ich werde ihm Fischköpfe kaufen, sooft ich welche bekomme, und ich verspreche dir, ihn zu beschützen.»

Sie setzte Puss ab und nahm mich in den Arm.

«Viel Glück, Rosemarie», flüsterte sie.

Schluckend, um die Tränen zurückzuhalten, rannte ich durch die Gärten zurück.

Und dann war es so weit. Mit Bündeln und Koffern standen wir auf der Strasse und versuchten, unseren Besitz so gut es ging zusammenzuhalten.

«Wir können Gott danken für Harry Brouwer», seufzte Mama. Herr Brouwer, einer von Mamas Essensgästen, hatte angeboten, uns für die ersten paar Tage aufzunehmen.

«Das ist es, was ich gemeint habe, Rosemarie», fügte sie hinzu. «Eine Hand wäscht die andere.»

Ich antwortete nicht, aber ich hoffte, dass Herr Brouwer nicht ahnte, wie wenig ich von seiner Gegenwart begeistert gewesen war.

Wir machten uns auf den Weg. Wir kamen nur langsam

voran, weil das sperrige Gepäck uns behinderte. Als wir den halben Block hinter uns gelassen hatten, hielt Mama inne, um zurückzublicken. Ein Lastwagen war bereits vorgefahren und einige Männer trugen fleissig Möbelstücke aus unserem Haus.

«Da haben sie die Intarsientruhe», sagte Mama, und ihre Stimme zitterte.

«Sieh nicht zurück», sagte Papa leise.

Kapitel 4

Zwei Wochen blieben wir bei Herrn Brouwer. Dann zogen wir wieder um, diesmal in eine Pension.

«Drei Räume mit Kochnische», berichtete Mama, als sie von der Besichtigung unseres neuen Quartiers zurückkam. «Ein bisschen eng, aber wir sind zusammen. Und du hast wieder ein eigenes Zimmer, Rosie. Mit Balkon.»

Die Pension war ein Haus in einer Reihe von ähnlichen Gebäuden, die alle im Halbkreis angeordnet waren. Sie gehörten einer energischen Dame hugenottischer Abstammung. Es war typisch für Frau Dubois, dass sie uns gerade in dieser Zeit und gerade unter diesen Umständen aufgenommen hatte. Frau Dubois tat alles, um den Nazis ein Schnippchen zu schlagen. Wir waren nur eine von mehreren jüdischen Familien, die unter ihrem Dach Zuflucht gefunden hatten.

Das neue Haus war angenehm und ich mochte mein neues Zimmer. Es war nicht weit von unserem alten Viertel entfernt, fünf Minuten mit dem Fahrrad, nicht mehr. Allerdings durften wir nicht mehr mit dem Fahrrad oder der Strassenbahn fahren.

Von mir aus hätten wir auch ans andere Ende der Welt ziehen können. Bis dahin hatte ich immer noch die meisten

meiner alten Freunde aus der Nachbarschaft gesehen. Jetzt aber verschwand auch Anneke aus meinem Leben. Anfangs kam sie mich noch ein paar Mal besuchen, voller Neuigkeiten über Madame Leclerque, die Französischlehrerin, die wir beide gehasst hatten, oder über die lustige alte Frau Pots, die gleich um die Ecke von unserem früheren Haus wohnte. Aber irgendwie hatten diese Treffen immer etwas Peinliches. Schon nach den ersten paar Minuten wussten wir nicht richtig, worüber wir reden sollten. Vielleicht lag es daran, dass ich weder über unsere alten Nachbarn oder das Lyzeum etwas hören noch von mir selbst oder jener Behelfsschule erzählen wollte. Irgendetwas war anders geworden zwischen uns, und ich glaube, Anneke spürte das auch. Sie kam immer seltener, blieb nur kurz und tat, als ob sie eine Menge Hausaufgaben hätte. Zum Schluss blieben ihre Besuche ganz aus.

Ihr Fehlen hinterliess eine Lücke in meinem Leben. In meiner neuen Schule hatte ich mich schwer getan, Freunde zu finden. Die Mädchen in meiner Klasse waren zwar nett, und ich redete gern mit ihnen in der Schule, aber es gab es nicht viel, was wir nach dem Unterricht gemeinsam hätten unternehmen können. Wir konnten weder ins Kino noch auf die Eisbahn oder ins Schwimmbad gehen. Eisdielen waren für uns gesperrt, ebenso Museen und Büchereien. Das meiste, was ich früher mit meinen alten Freunden unternommen

hatte, war Juden nicht mehr gestattet. Sogar Besuche wurden schwierig, da wir weit voneinander entfernt wohnten.

Am ehesten noch hätte Julie meine beste Freundin werden können. Sie wohnte in der Nähe und wir gingen zusammen zur Schule. Sie war älter als ich und ich lernte vieles von ihr: über Jungs, über Kleider, über Sex. Aber Gefühle und Gedanken konnte ich mit ihr nicht so teilen wie mit Anneke. Julie unterbrach ihren Redefluss nur selten, um anderen zuzuhören.

Eines Tages hielt mich Frau Dubois vor dem Haus an.

«Ich möchte dir jemanden vorstellen», sagte sie mit ihrer festen, immer leicht atemlosen Stimme. «Sie heisst Eleonore und ihr werdet euch gut verstehen. Du bist ein bisschen jünger, aber das macht nichts. Sie verbringt viel zu viel Zeit mit alten Leuten! Eleonore braucht junge Gesellschaft.»

Sie erklärte, dass Eleonore und ihre Eltern deutsche Flüchtlinge waren, die wie wir Schutz in einem ihrer Häuser gefunden hatten. Eleonore war neunzehn, sprach sehr wenig holländisch, und Frau Dubois war glücklich, einen jungen Menschen gefunden zu haben, der Deutsch konnte. Es war typisch für Frau Dubois, dass sie das Wichtigste bis zum Schluss aufsparte.

«Sie ist behindert», offenbarte sie mir an dem Tag, als wir zu Eleonore gingen. «Blind und taub. Folgen einer Krankheit, die sie als kleines Kind hatte. Aber sie ist ein aussergewöhnliches Mädchen. Nach einer Weile wirst du es kaum noch wahrnehmen.»

Am liebsten wäre ich davongerannt. Es gab schon genug Unglück um mich herum und jemandem mit solch einer Behinderung meinte ich nicht gegenüberzutreten zu können. Aber Frau Dubois hatte mich fest im Schlepptau und es gab kein Entrinnen.

Eleonore war ein schlankes Mädchen mit kurzen braunen Haaren und grossen, aber auffällig verdrehten Augen. Sie sass an einem Schreibtisch in ihrem Zimmer und tippte blind auf einer grossen, altmodischen Schreibmaschine. Sie sass ganz aufrecht und ihre Augen schienen die leere Wand hinter ihrem Schreibtisch zu fixieren.

Als ihre Mutter die Türe öffnete und uns ins Zimmer führte, hörte sie sofort auf zu tippen. Sie drehte sich um und blickte zur Tür, als ob sie uns sehen könnte.

«Mutter?», fragte sie. Sie sprach langsam und mit Mühe.

«Kann sie uns hören?», flüsterte ich überrascht.

«Sie spürt unsere Anwesenheit», sagte Eleonores Mutter. «Sie erkennt Menschen sogar an ihren Schritten. An den Schwingungen, vermute ich.»

Sie ging hinüber zum Schreibtisch und nahm Eleonores Hand in ihre. Mit der anderen Hand fing sie an, rasch in die Handfläche des Mädchens zu klopfen.

«Fingeralphabet», erklärte Frau Dubois. «Wahrscheinlich erklärt sie ihr gerade, dass du hier bist, und beschreibt dich.»

Eleonore schien konzentriert «zuzuhören». Dann stellte sie einige Fragen mit einer tiefen, heiseren Stimme, die ich

nicht verstehen konnte, weil ihre Aussprache so undeutlich war.

«Eleonore möchte dir gerne die Hand schütteln», sagte Eleonores Mutter.

Zögernd liess ich mich zu dem blinden Mädchen führen.

«Nimm einfach ihre Hand», drängte sie mich.

Eleonore streckte mir die Hand entgegen und ich nahm sie und hielt sie einen Augenblick. Eleonore lächelte und sah ein bisschen links an mir vorbei.

«Schön, dich kennen zu lernen», sagte sie so deutlich, dass auch ich es verstand.

Danach tranken wir im anderen Zimmer Tee. Eleonores Vater, ein grosser weisshaariger Mann, sass neben seiner Tochter, ihre Hand in der seinen, und übersetzte ständig unsere Unterhaltung in schnelles Klopfen des Fingeralphabets. Ich war so von Eleonore fasziniert, dass ich meinen Blick nicht von ihr wenden konnte. Sie nahm an der Unterhaltung teil, lachte ihr raues Lachen an den richtigen Stellen und stellte Fragen in ihrer langsamen und bedächtigen Rede-weise.

«Komm doch öfter», bat mich Eleonores Mutter, als wir gingen. «Wir bringen dir das Fingeralphabet bei. Es wäre so schön für Eleonore, mit jemand Jungem zu reden.»

Wie hätte ich Nein sagen können? Es war der Wunsch von Frau Dubois, und nach allem, was sie für uns getan hatte, konnte ich gar nicht ablehnen. Aber ich fühlte mich noch unbehaglich bei Eleonore, denn ich wusste nie, was ich in

ihre Hand klopfen sollte. Es war am einfachsten, ihr etwas aus Büchern «vorzulesen», die sie nicht in Blindenschrift bekommen konnte. Wenigstens hatte ich da die Worte vor Augen, und wenn es auch langsam ging, tat ich doch etwas Nützliches.

Ich kam immer wieder und bald verstand ich Eleonore ohne Mühe. So wurde sie meine Freundin.

Immer wieder überraschte sie mich. Wie konnte sie scherzen und lachen und fröhlich sein, wo sie doch weder hören noch sehen konnte und ihre Welt fast vollständig auf die vier Wände ihres winzigen Zimmers beschränkt war? Manchmal vergass ich es und beklagte mich bei ihr über all das, was ich nicht mehr machen konnte, und darüber, wie eingengt ich mich fühlte, weil so viele Orte für mich jetzt verschlossen waren. Aber danach schämte ich mich.

Eleonore zeigte kein Selbstmitleid. Sie hatte gelernt, mit ihrem Leiden zu leben, akzeptierte ihre Einschränkungen und liess es nicht zu, dass ihr körperliches Gefängnis sie von der Aussenwelt ausschloss. Sie griff nach der Welt, indem sie jedes Buch in Blindenschrift las, das sie zu fassen bekam. Und an ihrer alten Schreibmaschine mit Blindentastatur und normalen Typen schrieb sie jede Woche Dutzende Briefe an ihren erstaunlich grossen Freundeskreis, der um den halben Globus verstreut war. Sie schrieben ihr zurück mit Buchstaben, die auf kleine Blindenschrifttäfelchen geprägt wurden, sodass sie sie selbstständig lesen konnte.

«Was schreibst du eigentlich die ganze Zeit?», fragte ich sie einmal. Eleonore lachte. «Was ich so lese und höre. Und ich erzähle meinen Freundinnen alle Neuigkeiten übereinander.»

«Über mich auch?»

«Na klar! Du würdest dich wundern, wie viele meiner Freundinnen inzwischen von dir wissen. Und alle finden dich sehr nett.»

Als die Schule zu den Ferien schloss, sah ich Eleonore noch öfter. Sonst konnte ich ja auch nicht viel machen. Sehnsüchtig dachte ich an das Schwimmbad und den Tennisplatz im Park. Und zugleich fiel mir ein, dass auch mein Tennisschläger in unserem Haus geblieben war.

Manchmal ging ich auch mit Julie spazieren oder wir hörten Schallplatten bei ihr. Doch als ich sie eines Tages besuchen wollte, war ihr Haus dunkel und die Fensterläden geschlossen. Niemand öffnete auf mein Läuten. War Julies Familie verhaftet worden? War sie untergetaucht? Doch da war niemand, den ich hätte fragen können.

Immer mehr öffentliche Einrichtungen und Kaufhäuser wurden in den folgenden Wochen für Juden geschlossen. Einmal in der Woche begleitete ich jetzt Mama und Oma zu dem weit entfernten Markt, der eigens für Juden eingerichtet worden war. Auf groben hölzernen Tischen fand sich, von Fliegen umschwärmt, eine traurige Auslage von welchem Kohl, altbackenem Brot und verschrumpelten Kartoffeln, die Juden kaufen durften. Meist kamen wir nach Hause, oh-

ne unsere Gutscheine für Fleisch oder Milchprodukte eingelöst zu haben.

Diesen Sommer las ich viel, und was ich am meisten vermisste, war die Bücherei. Zwar brachten mir die Nachbarn Bücher, aber es war nicht das Gleiche, wie selber zwischen den Regalen zu schmökern und Spannung versprechende Titel auszusuchen. Ich las in diesem Sommer «Vom Winde verweht», glücklicherweise ein richtig dicker Wälzer, und den ganzen Juni und Juli über litt ich mit Scarlett O'Hara und Melanie. Es war wirklich viel einfacher, sich in den amerikanischen Bürgerkrieg hineinzusetzen, weit entfernt und lange vorbei, als sich der Gegenwart zu stellen.

Doch es gab Dinge, die ich durch Lesen nicht verdrängen konnte. Die Einberufungsbescheide zum Beispiel. Jüdische Jungen und Mädchen von etwa zwanzig Jahren bekamen diese offiziellen Schreiben ab Anfangjuni. Sie enthielten die Anweisung, sich an einem bestimmten Tag am Amsterdamer Bahnhof zu melden, und wurden in polnische Arbeitslager geschickt. «Um ihren Beitrag zum Krieg zu leisten», hiess es.

Wir kannten viele Familien, die davon betroffen waren. Oma, die immer noch regelmässig mit ihren alten Freunden Bridge spielte, war gewöhnlich diejenige, die solche Nachrichten mitbrachte.

«Tommy Baumann wurde auch einberufen», berichtete sie schliesslich.

«Ist der Junge schon sechzehn?» Mama schaute erschro-

cken. «Als ich ihn das letzte Mal sah, war er noch ein kleiner Junge.»

«Übrigens: Er wird nicht gehen», fügte Oma hinzu. «Alle haben den Baumanns geraten, den Jungen verschwinden zu lassen. Sie werden schon einen Ausweg finden, aber die arme Helene Baumann ist ausser sich vor Sorge.»

Den Rest des Gesprächs hörte ich nur noch halb. Ich erinnerte mich noch an Tommys Gesicht, als wir das Lyzeum verlassen mussten. Und an noch früher, an die sorglosen Vorkriegssommer, als wir beide klein waren und Tommy am Strand Sand nach mir geworfen hatte. Es schien unvorstellbar, dass man Tommy für erwachsen genug hielt, ihn allein in ein Arbeitslager zu schicken. Das machte auch mir Angst.

Tommy war nicht der Einzige, der nach Erhalt des Einberufungsbefehls untertauchte. Viele junge Leute verschwanden. Die holländische Widerstandsbewegung funktionierte ausgezeichnet. Endlich gab es etwas, was sie tun konnten, um den Juden in ihrem Land zu helfen.

Wütend verschickten die Deutschen weitere Einberufungsbefehle. Dann gingen sie dazu über, Leute willkürlich zu verhaften, direkt von der Strasse weg oder indem sie an jüdischen Haustüren klingelten.

Mehrmals kam Frau Dubois, um uns dringend zu raten, an bestimmten Tagen zu Hause zu bleiben. Da erst wurde uns klar, dass sie und ihre Familie in der holländischen Widerstandsbewegung aktiv waren. Aus dem Untergrund erfuhr sie manchmal von bevorstehenden Aktionen. «Razzien»

wurden diese Menschenjagden genannt. Wer den Deutschen dabei in die Hände fiel, wurde festgehalten, schikaniert und verhört. War einer im richtigen Alter, wurde er an Stelle der Verweigerer nach Polen geschickt. Andere wurden wieder entlassen, erleichtert, aber auch verstört über das, was sie erlebt hatten.

«Bin ich froh, dass du nicht älter bist!», sagte Mama immer wieder. «Bis jetzt haben wir Glück gehabt: Du bist zu jung, Oma und wir sind zu alt. Sie brauchen uns nicht in ihren Arbeitskompanien.»

«Und warum packst du dann diese Rucksäcke?», fragte ich. Ich hatte sie dabei ertappt, als sie sich unbeobachtet glaubte. Einen Rucksack für jeden, mit warmen Kleidern, Taschenlampe, Seife, Sardinen, Kakao und Büchsenmilch.

«Nur für alle Fälle», sagte sie. «Hoffentlich werden wir sie nie brauchen.» Aber sie schaute mich dabei nicht richtig an.

Aus Juni wurde Juli, dann August. Es war ein heisser Sommer, ungewöhnlich heiss für Amsterdam. Sogar die Luft schien drückend. Doch wenigstens bedeutete August, dass der Sommer fast vorüber war. Nur noch ein paar Wochen und die Schule begann wieder. In der Schule hätte ich wenigstens etwas zu tun.

Es war wieder ein sehr heisser Morgen, als Frau Dubois mit der Warnung vor einer neuen Razzia zu uns kam.

«Sie haben in einem ziemlich weit entfernten Viertel angefangen, aber seid auf alle Fälle vorsichtig», sagte sie.

«Ich möchte, dass du zu Hause bleibst, Rosie», warnte mich Mama. Ich nickte geistesabwesend. Ich wollte sowieso noch ein Buch zu Ende lesen.

Wir assen gerade zu Mittag, als wir die heisere Sirene des gefürchteten Gestapo-Wagens hörten, erst weiter weg, dann immer näher, in unserer Strasse. Schweigend horchten wir, immer hoffend, sie würden an unserem Haus vorbeifahren. Doch die Sirene verstummte. Wir hörten Bremsen quietschen und Türen knallen. Die Gestapo war da, vor unserem Haus.

«Rosemarie, rauf in dein Zimmer», sagte Mama. «Mit Oma.» Ihr Gesicht war bleich geworden und sie lauschte angestrengt auf die Schritte unten auf der Strasse. Einen Augenblick später hörten wir die Türklingel.

«Los, Rosie, schnell», sagte Mama noch einmal.

Ich wollte widersprechen, aber die Anspannung in den Gesichtern meiner Eltern hielt mich zurück. Oma war schon an der Tür. Widerwillig folgte ich ihr die Treppe hinauf.

Vom Flur her hörten wir die Stimme der Nachbarin aus der unteren Wohnung und die eines Funktionärs der NSB, der holländischen Version der Gestapo.

«Brenner, Charles, und Louise Brenner.»

Er fragte also ausdrücklich nach uns. Unsere Nachbarin

zögerte lange, aber dann stotterte sie eine Antwort und ich hörte die schweren Schritte heraufkommen.

Durch einen Spalt in Omas Tür hörte ich Mama fragen, ob sie andere Kleider anziehen dürfe.

«Ein paar Minuten», brummte der Mann. Ich konnte mich vor Angst nicht rühren und wagte kaum zu atmen. Ich wartete darauf, gerufen zu werden, auf ein Zeichen von meinen Eltern, das mir sagte, was los war. Aber jetzt erloschen auch ihre Stimmen. Da war nur Stille. Dann hörte ich meine Eltern die Treppe hinuntergehen. Ich rannte zu einem der Vorderfenster. Trotz des heissen Augustwetters hatten meine Eltern Skihosen und Skischuhe an und trugen schwere Mäntel! Ihr Anblick, wie sie, für einen Sommertag so vollkommen abwegig gekleidet, in den Polizeiwagen stiegen, jagte mir Angst ein und liess meinen Mund schlagartig trocken werden.

«Sie kommen doch wieder, Oma?», rief ich in Panik.

«Natürlich kommen sie wieder», sagte Oma leise, aber es hörte sich an, als versuchte sie, sich selbst zu überzeugen.

Unsere Nachbarin, die heraufgekommen war, um mich und Oma zu trösten, wirkte beruhigender.

«Sicher kommen sie wieder nach Hause. Deine Eltern sind über vierzig, Rosemarie. Sie haben noch nie Leute über dreissig behalten. Heute Abend werden sie wieder zu Hause sein.»

Aber sie kamen an diesem Abend nicht nach Hause. Stattdessen kam eine Nachricht vom Judenrat. Es schien, als ob

die Deutschen dieses Mal überhaupt niemanden freilassen. Und es war gleichgültig, wie alt die Inhaftierten waren. Morgen würde die Gruppe nach Westerbork geschickt werden, in das Durchgangslager in der Provinz Drente, nahe der deutschen Grenze. Von dort aus würde es weiter nach Polen gehen.

«Und was machen sie da mit ihnen? Warum kann ich nicht mit?» Ich packte den Boten am Arm, aus Angst, auch er könnte plötzlich vor meinen Augen verschwinden.

«Sie wollen, dass du mit deiner Grossmutter hierbleibst», sagte er. «Deine Eltern glauben, dass es so am besten für dich ist. Die Deutschen wollen keine Kinder oder alten Leute. Wenn der Krieg vorbei ist, bist du wieder bei deinen Eltern.»

Ich sah zu, wie er von Oma eine Tasche mit Kleidern und Dingen, die sie sonst so brauchten, bekam. Er wandte sich noch einmal an mich. «Ich werde deinen Eltern erzählen, dass du und deine Grossmutter sehr tapfer seid.»

Tapfer! Na prima!

«Ich passe schon auf dich auf, Rosie», versprach Oma, als der Mann gegangen war. Oma sah aus, als wäre sie an diesem Nachmittag um zehn Jahre gealtert. So zerbrechlich, als ob ein Windstoss sie hätte fortwehen können. Nur ihr Gesicht war voller Entschlossenheit.

Doch wie sollte Oma auf mich aufpassen? Oma, die so oft krank war und selbst so viel Hilfe benötigte.

Ich werde mich um *sie* kümmern müssen, sagte ich zu mir.

An diesem Abend endete die Hitzewelle mit einem heftigen Gewitter. In mein Bett gekuschelt, fragte ich mich, ob meine Eltern ein Dach über dem Kopf hatten oder noch immer in dem offenen Hof der Gestapo gefangen gehalten wurden.

Ich hätte bei ihnen bleiben sollen, dachte ich zum fünfzigsten Mal. Ich hätte mich nicht von Mama nach oben schicken lassen sollen.

Jetzt waren sie weg, ohne einen letzten Kuss, ohne letzte Umarmung.

«Ich werde sie nie wiedersehen», dachte ich, während der Regen unten auf den Gehweg prasselte. Sonst liebte ich das Geräusch des Regens, wenn ich im Bett lag. Aber an diesem Abend klang der Regen matt und traurig.

Schliesslich schlummerte ich ein und schlief bis spät in den nächsten Tag hinein. Am liebsten wäre ich liegengeblieben. Doch dann hörte ich Freunde und Nachbarn mit Oma reden. Undeutlich vernahm ich, wie Oma über Möglichkeiten zur Verhinderung der sofortigen Deportation meiner Eltern sprach, über Leute, die man treffen musste, über Wege, die es zu erkunden galt. Aber wir hatten wenig Zeit, eigentlich gar keine. Am nächsten Tag, noch vor Tagesanbruch, sollten sie abfahren.

Man konnte nichts tun ausser hoffen, dass der Krieg bald zu Ende war.

In der dritten Nacht fiel kein Regen, der mich hätte wachhalten können, aber ich wälzte mich im Bett und versuchte, den Schlaf zu vertreiben. Ich wollte wach sein, wenn meine Eltern abfuhr. In ihren letzten Stunden auf holländischem Boden wollte ich an sie denken.

Ich war wohl doch zu erschöpft, um es zu schaffen. Lange vor Tagesanbruch schlief ich ein, und als ich, noch immer benommen vor Müdigkeit, schliesslich aufwachte, war es zu spät. Der Zug, der meine Eltern nach Osten fuhr, war schon lange fort.

Ich fand Oma unten, wo sie mechanisch das Frühstück machte. Keiner von uns war hungrig, aber wir mussten essen. Stumm schauten wir uns über den Frühstückstisch an, und ich fand, wir waren ein merkwürdiges Paar: eine alte Frau, die zu viel gesehen hatte und nicht mehr weinen konnte, und ein Mädchen, das so lange geweint hatte, dass es keine Tränen mehr hatte.

Schrill klingelte das Telefon. Apathisch sah ich Oma hingehen und abheben, hörte ihr müdes «Hallo». Dann aber sah ich, wie sie heftig einatmete, ihre hängenden Schultern sich plötzlich strafften und ihr Gesicht aufleuchtete.

«Wo seid ihr, was ist passiert, wo seid ihr jetzt?», schrie Oma ins Telefon, und ihre Worte überschlugen sich vor Aufregung. «Ja, ja, ich werde es dem Kind sagen. Oh, Gott sei Dank, Gott sei Dank, Gott sei Dank. Ja, ja, ich verstehe.»

Ich war schon aufgesprungen.

«Mama? Papa?», flüsterte ich und wagte kaum, die Frage auszusprechen. Als Oma den Hörer mit zittrigen Händen auflegte, nickte sie.

Kapitel 5

Schwer liess sich Oma in den grossen Sessel neben dem Telefon fallen. Ihr Gesicht war fahl.

«Was ist, Oma?», fragte ich ungeduldig. «Was haben sie gesagt? Wo sind sie jetzt?»

«Sie kommen nach Hause», sagte Oma, fast als spräche sie zu sich selbst. «Nicht für immer, nur für eine Nacht. Sie kommen wegen dir, Rosie. Um dich ins Lager zu holen.»

Ich fiel auf meinen Stuhl zurück. Meine Eltern kamen nach Hause! Sie kamen mich holen! Ich würde bald wieder bei ihnen sein!

«Bist du sicher?», fragte ich.

Oma nickte. «Morgen holen sie dich ab.»

«Ja, ich will mit, ich will mit», jubelte ich. «Ich bin froh, dass sie nicht ohne mich gegangen sind. Mir ist egal, ob ich ins Lager komme.»

Oma antwortete nicht. Sie sass sehr still und klammerte sich an die Armlehnen des Sessels.

Und auf einmal verstand ich: Für Oma gab es keinen Grund zur Freude. Wenn ich ging, war sie allein!

Ich umarmte sie.

«Bitte sei nicht traurig, Oma», bat ich.

Sie nahm meine Hand. «Gott schütze dich, Liebling», flüsterte sie.

Dann machten wir uns an die Arbeit. Den ganzen Morgen wühlten wir in meinen Sachen und versuchten, so viele warme Kleider wie möglich in meinen Rucksack zu stopfen.

«In Polen wird es kalt», sagte Oma, jedes Mal wenn sie noch einen Pulli oder noch ein paar dicke Socken dazu packte. «Vergiss diese Kleider und die Rüschenbluse. Die Wintersachen, die wirst du sehr lange brauchen.»

Fertig geschnürt, lag der Rucksack auf dem Bett und quer darüber, fein säuberlich zu einer Wurst zusammengerollt, meine rosa Steppdecke. Heute Nacht würde ich unter geliehenen Decken schlafen. Das hier waren die Sachen, die einzigen Sachen, die ich morgen in mein neues, unbekanntes Leben mitnehmen würde.

Eine plötzliche Eingebung liess mich noch mein Notizbuch und einen kleinen Skizzenblock vom Schreibtisch nehmen. Tief stopfte ich beides zwischen meine Kleider in den Rucksack.

Danach besuchte ich Herrn Hemelrijk. Er hatte früher einen grossen, modernen Schönheitssalon besessen, aber jetzt empfing er seine jüdischen Kunden in einem Hinterzimmer seiner Wohnung. Mama hatte mir befohlen, meine Zöpfe abschneiden zu lassen. Ein kurzer Bubikopf sei pflegeleichter, hatte sie gesagt.

Mir war seltsam zu Mute, als ich auf dem hohen Friseurstuhl Platz nahm und das ganze Ritual von Umhang bis Handtuch über mich ergehen liess. Im Spiegel sah ich, wie

Herr Hemelrijk meine Zöpfe auskämmte und seine blitzende Schere ansetzte. Braune Haarbüschel glitten über den Umhang und fielen zu Boden. Ich schloss die Augen. Ich wollte es nicht mit ansehen. Aber als ich die Augen wieder aufmachte, war der Schock umso schlimmer.

«Welch ein Jammer», murmelte Herr Hemelrijk, als er die spärlichen Überreste meines Haares kämmte. Ich blieb stumm. Ich erinnerte mich noch, wie lang es gedauert hatte, bis meine Haare lang genug für Zöpfe gewesen waren. Aber es ist egal, redete ich mir ein. Alles ist egal, ausser dass Mama und Papa heute kommen.

Während Herr Hemelrijk Wechselgeld holte, fegte seine Frau die letzten Büschel meines langen Haares auf ihre Kehrschaufel.

«Hübsch siehst du aus mit deinen kurzen Haaren, Rosie», sagte sie.

Aber ich wusste es besser. Und jedes Mal wenn ich auf dem Heimweg mein Spiegelbild in einem Schaufenster sah, war ich von Neuem geschockt. Wie ein pausbäckiger Engel, dachte ich, wenn es denn braunhaarige Engel gab.

Zu Hause lief Oma aufgeregt hin und her und versuchte, zwanzig Dinge auf einmal zu tun. Sie kochte Suppe, backte Plätzchen, sortierte Kleider und überlegte, welche Dinge meine Eltern im Lager noch brauchen würden. Sie war so beschäftigt, dass sie nicht einmal meine Haare zu bemerken schien.

Arme Oma, dachte ich, sie arbeitet, weil sie nicht daran denken will, wie still es morgen sein wird.

Ich versuchte zu helfen, aber während sie arbeitete, kamen Freunde und Verwandte, die mit uns auf meine Eltern warten wollten. Am Nachmittag kam es mir vor, als hätte ich in meinem Leben nichts anderes getan, als zu warten. Die Zeit stand still und ich war ihr Gefangener. Ich konnte das nutzlose Geflüster der wartenden Erwachsenen nicht länger ertragen und flüchtete nach oben in den Schutz meines Zimmers.

Von meinem Balkon aus konnte ich bis zum Ende des Blocks sehen. Die Strasse war völlig still. Es war so still, dass ich meinen eigenen Herzschlag zu hören meinte. «Wo sind sie?», dachte ich. «Warum kommen sie nicht? Warum dauert es so lange?»

Ich begann, allerlei Besonderheiten auf der Strasse zu beobachten: wie die Risse im Gehsteig in der späten Nachmittagssonne in tiefe Schatten sanken oder dass die Strassenlaternen an der Ecke nicht gerade stand. Meine Augen brannten vom andauernden Starren auf diese eine Stelle. Zwei Mal hörte ich, wie sich Schritte näherten und dann in irgendeiner anderen Strasse verklangen.

Bitte lass es sie sein, betete ich, jedes Mal wenn ich wieder Schritte hörte.

Und auf einmal waren meine Eltern da. Erschöpft kamen sie die Strasse herauf. Sie trugen noch immer die Kleider, die sie bei ihrer Festnahme an hatten, aber nun waren sie staubig, zerknittert und ausgebeult.

Ich flog beinahe die Treppen hinunter, nahm zwei oder drei Stufen auf einmal und rief: «Sie sind da! Sie sind da!» Ich kämpfte mit der Eingangstür. Sie ging nicht schnell genug auf. Dann aber lag ich in ihren Armen, schmiegte mich an beide gleichzeitig, und wir schluchzten und lachten und redeten alle durcheinander.

Hinter mir hörte ich Omas langsame Schritte die Treppe herunterkommen. Ich hörte, wie sie stehen blieb, um den Aschenbecher aufzuheben, den ich in meiner Eile vom Tisch gestossen hatte, und dann kam auch sie, meine Eltern zu umarmen.

Den ganzen Weg die Treppe hoch umklammerte ich Mamas Hand und hörte zu, wie Oma aufgeregt auf sie einredete.

«Ich muss diese Kleider sofort waschen», sagte sie. «Ihr werdet sie morgen wiederhaben wollen und sie brauchen Zeit zum Trocknen. Und ihr seht ausgehungert aus, richtig ausgehungert! Auf dem Ofen steht warmes Essen, ihr könnt sofort anfangen.»

Zum ersten Mal seit ihrer Rückkehr brachte Mama ein Lächeln zustande.

«Eins nach dem anderen, Mutter», sagte sie freundlich. «Was ich jetzt am meisten brauche, ist ein heisses Bad. Ich denke seit drei Tagen nur noch an ein heisses Bad. Jedenfalls wenn ich nicht gerade an dich und Rosemarie gedacht habe!»

Sie zog mich wieder an sich und jetzt bemerkte sie auch meine Haare.

«Liebling, siehst du süß aus! Du hast mir mit kurzen Haaren schon immer am besten gefallen. Sieh mal, Charles, ist das nicht hübsch?»

«Ich hab doch gedacht, du siehst irgendwie anders aus, älter», sagte Papa. «Aber es gefällt mir, meine Kleine, es gefällt mir sehr.»

Wie absurd das alles war, diese Unterhaltung über meine Haare hier oben auf dem Treppenabsatz, während all die Freunde und Verwandten sich durch die offene Tür in den Flur drängten! Freuten sich meine Eltern über dieses Empfangskomitee oder störte es sie?

Mama entfloh geradewegs in die friedvolle Stille des Badezimmers, wo Oma schon das Wasser für sie einliess. Ich hängte mich an Papa, der von Gruppe zu Gruppe zog und dabei seine Müdigkeit vergass. Es war wie eine Party, eine seltsame Feier, halb glücklich und halb traurig. Sogar Oma benahm sich wie die Gastgeberin einer Party und drängte Leuten Erfrischungsgetränke und Kuchen auf, als hätte sie nie etwas von Mangel in Kriegszeiten und Essensmarken gehört.

Mama tauchte wieder auf und sah jetzt frischer und entspannter aus. Eher so, wie wir sie von früher kannten. Weg waren ihre resigniert hängenden Schultern und der gehetzte Blick in ihren Augen. In ihrem langen blauen Kleid und mit ihrem naturgewellten blonden Haar, an den Spitzen noch feucht, schien sie fast wieder so wie an einem normalen Morgen. Vielleicht war das alles nur ein Albtraum, dachte

ich sehnsüchtig, ein Traum, aus dem ich sicher und geborgen oben in meinem Bett erwachen werde.

Aber die Menge Besucher im Zimmer, die ihre Köpfe erwartungsvoll Mama zuwandten, passte nicht zu einem normalen Morgen. Es war kein Traum.

Abwechselnd und einander unterbrechend, begannen meine Eltern, ihre Geschichte zu erzählen. Sie berichteten von ihrem ängstlichen Warten auf dem Platz vor dem Gestapo-Gebäude, von der schwierigen Fahrt ins Lager, von ihrer Erschöpfung und von ihrer Hoffnungslosigkeit, als sie im Transportlager von Westerbork voneinander getrennt wurden.

«Und dann geschah das Wunder», sagte Mama. «Ich kann es wirklich nicht anders nennen, es war unfassbar. Stell dir vor, die Person, die dafür gesorgt hat, dass wir heute Morgen dem Zug nach Polen entkamen, war tatsächlich deine Freundin Eleonore!»

Eleonore! Unter ihren vielen Brieffreundinnen war ein junges Mädchen, das schon, seit es mit seiner Familie kurz vor dem Krieg über die deutsch-holländische Grenze geflohen war, im Lager Westerbork lebte. Zusammen mit anderen Langzeitinsassen erledigten Hannah Greisers Eltern die interne Lagerverwaltung.

Aus Eleonores vielen Briefen wusste Hannah Greiser alles über mich. Als Eleonore von der Verhaftung meiner Eltern erfuhr, nahm sie an, man hätte mich auch mitgenommen, und bat Hannah, umgehend alles nur Erdenkliche für mich zu tun. Hannah wandte sich Hilfe suchend an ihre El-

tern. Also machte sich Frau Greiser unter den Neuankömmlingen auf die Suche nach mir und fand stattdessen Mama.

Die Greisers dachten sich einen gewagten Plan aus, um die Deportation meiner Eltern hinauszuzögern. Warum sollte man nicht beantragen, dass ich zu meinen Eltern käme, damit wir zusammen als Familie nach Polen reisen konnten? Das war eine Möglichkeit, Zeit zu gewinnen, denn die Deutschen deportierten bevorzugt «intakte» Familiengruppen. Sie würden einem solchen Gesuch wahrscheinlich zustimmen.

«Es ist ein verrückter Plan und er ist auch jetzt noch nicht sicher», erklärte Mama. «Wir wussten nicht genau, ob wir Rosemarie da mit hineinziehen wollten. Wir hofften, sie würde sich verstecken und so allem entgehen. Aber unsere neuen Freunde überzeugten uns vom Gegenteil. Sie sind sicher, dass man nicht nur ein paar tausend Arbeiter in den Osten transportieren will, und meinen, dass niemand entkommen könne und Rosemarie keinesfalls sicher wäre. Und es wäre schlimmer, wenn sie allein weggeschickt würde.»

Dem Gesuch meiner Eltern wurde im letzten Moment stattgegeben. Völlig überraschend erhielten sie Pässe, um mich in Amsterdam abzuholen. Anscheinend hatte der Lagerkommandant an diesem Morgen gute Laune gehabt.

«Es ist wirklich ein Wunder», sagte Oma leise, nachdem Mama ihre Geschichte beendet hatte.

«Wunder, Zufall, nenn es, wie du willst, aber hier sind wir», sagte Papa.

«Und hier bleiben Sie jetzt», sagte Frau Dubois, die während des Berichts meiner Eltern ins Zimmer geschlüpft war.

«Selbstverständlich gehen Sie nicht zurück», wiederholte sie. «Ich werde mich sofort mit Freunden im Untergrund in Verbindung setzen. Wir werden ein Versteck für Sie finden, vielleicht noch heute Abend.»

Doch Papa schüttelte den Kopf.

«Vielen Dank», sagte er leise, «es ist schön, dass wir so wunderbare Freunde haben, aber wir können Ihr Angebot nicht annehmen. Vergessen Sie nicht, dass wir Geiseln zurückgelassen haben. Die Greisers und andere haben für unsere Rückkehr gebürgt. Sie alle befinden sich in der Gewalt der Deutschen. Ich wage gar nicht, daran zu denken, was ihnen geschehen würde, wenn wir nicht zurückkämen.»

Dem konnte auch Frau Dubois nichts entgegensetzen.

Nach einer Weile gingen alle, und ich fand es schön, meine Eltern für mich allein zu haben.

«Ich hoffe, wir haben das Richtige getan, Rosie», sagte Mama. «Ich bete dafür, dass wir auch für dich richtig entschieden haben.»

Ich umarmte sie stürmisch. «Natürlich habt ihr das», rief ich. «Ich wollte mit euch gehen. Schon beim ersten Mal.»

Ich rieb meine Augen und versuchte, die Tränen wegzuwischen, die meinen Blick verschleierten.

«Es ist nicht unbedingt ein Grund zur Trauer, dass du die

letzten vier Tage verpasst hast», sagte Papa und brachte mich durch meine Tränen hindurch zum Lächeln.

Später im Bett konnte ich nicht schlafen. Über so vieles hatte ich nachzudenken. Über Eleonore zum Beispiel. Wie erstaunlich, dass gerade sie, die so wenig für sich selber tun konnte, es geschafft hatte, so viel für uns zu tun. Ich stellte sie mir vor, wie sie kerzengerade an ihrer Schreibmaschine sass, ihre Finger über die Tastatur sausen liess und die Augen ausdruckslos an die Wand hinter ihrem Schreibtisch geheftet hielt. Komisch, ich hatte nie daran gedacht, mit meinen Problemen zu Eleonore zu gehen. Dafür hatte sie an mich gedacht. Und jetzt hatte ich keine Zeit mehr, ihr zu danken. Das musste Oma für mich tun.

Oma! Mir wurde ganz anders bei dem Gedanken, Oma allein zu lassen. Ich hatte meine Eltern gefragt, warum sie nicht auch mit uns kommen konnte. Sie hatten mir erklärt, dass es bei ihr etwas anderes wäre. Alte Leute konnte man wohl ruhigen Gewissens zurücklassen; sie würden im Arbeitslager nicht viel nützen. Vielleicht wäre der Krieg bald zu Ende, es gab noch immer Hoffnung, dass die Alliierten kämen.

Bei mir war das anders. Ich wurde jeden Tag älter, nächstes Frühjahr würde ich fünfzehn sein und mit sechzehn würde ich zur Arbeit herangezogen.

Aber bis dahin waren es noch eineinhalb Jahre! Rechneten meine Eltern wirklich damit, dass der Krieg noch so lange dauern würde?

Die Trennung von Oma war furchtbar schwer. Bis zum allerletzten Augenblick hatte sie sich nützlich gemacht, eifrig unser Frühstück bereitet, an den Gurten meines Rucksacks herumgezurt und Mamas Blusen ein letztes Mal aufgebügelt. Als wir gerade gehen wollten, rannte sie noch einmal in die Küche und holte ein paar hart gekochte Eier für unser Verpflegungspaket.

Beim letzten Mal hatte es keinen Abschied geben können. Dieses Mal umarmte Oma jeden von uns lange und fest, um den Augenblick der Trennung hinauszuzögern. Keiner von uns wusste, wann wir uns wiedersehen würden, wenn überhaupt.

Am Ende des Häuserblockes blickten wir zurück. Sie stand noch immer an der Tür und winkte. Dann führte sie ein Nachbar behutsam hinein.

Ich griff nach Papas Hand, während wir uns stumm entfernten. Alles wird gut, redete ich mir ein. Alles wird gut, solange wir nur beisammen sind.

II. Westerbork

August 1942 – Januar 1944

Kapitel 6

Wir schwiegen während der langen Zugfahrt zum Lager. Ich sah aus dem Fenster, wie wir durch die freundliche, flache Landschaft fuhren, und verabschiedete mich von dem Flickenteppich der Felder, den glänzend braunen, zufrieden grasenden Kühen, den vorüberhuschenden Windmühlen und den geraden, von Weiden umsäumten Kanälen, die im Sonnenlicht glitzerten. Ich versuchte, mir diese Bilder für immer in mein Gedächtnis einzuprägen. Westerbork lag so nah an der deutschen Grenze! Wenn wir das Lager verlassen müssten, wären wir in ein paar Minuten aus Holland heraus und in Deutschland.

Es war später Nachmittag, als wir in Hooghaien ankamen, dem kleinen Bahnhof in der Nähe des Lagers, und von dort aus durch flache Felder und kleine Torfmoorflächen marschierten.

«Da ist es», sagte Mama endlich. Und dann sah ich das Lager, immer noch in weiter Ferne: zusammengewürfelte niedrige Gebäude, Zaunpfähle mit Stacheldraht und grosse, staksige Wachtürme aus Holz, die den ganzen Komplex in regelmässigen Abständen umgaben. Als wir näherkamen, konnte ich die Reihen hölzerner Baracken deutlicher erkennen, deren Blechdächer rötlich in der untergehenden Sonne glänzten.

Ein SS-Mann mit Maschinenpistole inspizierte unsere Papiere, bevor er das grosse Tor öffnete, um uns einzulassen. Hinter uns verschloss er es mit Knall und Kettengerassel. Das Geräusch liess mich zusammenfahren. Es hatte etwas so Endgültiges! Ich schaute mich um und sah wieder das Tor und den Zaun. Und durch all den Draht sah ich die freien Felder und die Strasse, die wir entlangekommen waren. Nur waren jetzt Felder und Strasse draussen und ich drinnen.

Und das gab mir plötzlich ein eigenartiges Gefühl von Leere. Den ganzen Tag war ich so glücklich und erleichtert gewesen, dass meine Eltern wieder bei mir waren, dass ich kaum einen Gedanken daran verschwendet hatte, wo wir hinfahren würden und wie es dort sein würde. Aber jetzt war es klar: Dies war ein Gefängnis. Ein Sträflingslager. Ich war freiwillig gekommen, nicht festgenommen und ohne Polizisten neben mir, aber trotzdem: Ich war in ein Gefängnis gegangen.

Plötzlich hatte ich Angst. Ich griff nach Papas Hand. Er warf mir ein beruhigendes Lächeln zu.

«Hier ist die Registratur», sagte er. «Wir müssen uns zurückmelden und dich registrieren lassen.»

Ich hängte mich an ihn, als wir in eine der grossen hölzernen Baracken gingen, und während der ganzen knappen Registrierung blieb ich in seiner Nähe. Dabei schweiften meine Augen durch den grossen, kahlen Raum, der mit langen, provisorischen Tischen eingerichtet war und so den Empfang von mehreren hundert Menschen gleichzeitig ermög-

lichte. Jetzt war er dunkel und leer. Ausser uns und einer Hand voll Leute der Lageradministration, die an ihren Schreibtischen Akten wälzten, war niemand da.

Ein paar Leute kamen, um meine Eltern zu begrüßen. Ich schloss aus dem Gespräch, dass es die neuen Freunde waren, die meinen Eltern geholfen hatten, Passierscheine nach Amsterdam zu bekommen.

«Gute Nachrichten», sagte ein junger Mann. «Wir haben einen Aufschub für euch. Mindestens um einen Transport, vielleicht sogar zwei. Auf jeden Fall müsst ihr nächsten Dienstag nicht weg.»

Ich hörte dem Gespräch nur mit halbem Ohr zu. Mir war es völlig gleichgültig, ob wir nun blieben oder gingen. Wenn ich nur bei meinen Eltern war!

Mama legte ihren Arm um mich.

«Komm, Rosemarie», sagte sie. «Wir müssen in Baracke 43C. Die ist für Leute mit Aufschub. Davor war ich in einer Transitbaracke.»

Eine Frau aus der Registratur führte Mama und mich zur angewiesenen Unterkunft. Papa musste in die entgegengesetzte Richtung. Wir gingen durch endlose Reihen von Gebäuden, jetzt nach Sonnenuntergang nur noch dunkle, massige Schatten. Nie würde ich den Weg zurück zum Tor finden, dachte ich.

«Da wären wir», sagte unsere Führerin, öffnete eine Tür und führte uns in einen schwach beleuchteten Raum. Was mir zuerst auffiel, waren Gesichter, eine Menge blasser Gesichter, die mich anstarrten. Dann erst nahm ich den Raum

wahr und bemerkte die Betten, viel zu viele Betten. In drei Reihen aufgestellt, liessen sie nur ein kleines Stück Boden in der Mitte des Raumes frei. Die Frauen hielten sich auf den Betten auf, manche sassen, manche lagen.

Dahinter führte eine weitere Tür in einen noch kleineren Nebenraum.

«Da kommt ihr hinein.» Unsere Freundin von der Registratur führte uns durch den vorderen Raum und half mir, Rucksack und Bettzeug durch den schmalen Gang zu bug-sieren.

Auch der hintere Raum war fast völlig zugestellt mit Stockbetten, die sich um ein schmales Fenster gruppierten. Eine Frau sass auf der Bettkante eines der unteren Betten. Ein Mädchen, nicht viel älter als ich, lag bäuchlings auf dem Bett über ihr. Als wir eintraten, setzte sie sich auf und grinste.

«Willkommen im Tadsch Mahal», sagte sie.

«Hallo», sagte die Frau, «ich bin Alice Schönheim.

Und das ist Ruthie, meine Tochter.»

Während Mama uns vorstellte, betrachtete ich die Betten, auf denen wir schlafen würden. Mamas Rucksack und Bettzeug waren aus der Transitbaracke gebracht worden. Alles lag auf einer zerlumpten, dünnen Strohmattze auf dem Metallrost des unteren Bettes. Mechanisch hob ich meinen Rucksack auf das darüber liegende Bett. Wie soll ich da hochkommen?, dachte ich. Da ist nichts, womit ich hinaufklettern kann.

«Du musst dich auf die untere Bettkante stellen und dich dann hochziehen.» Ruthie Schönheim hatte meine Gedanken erraten.

Ich folgte ihrem Rat. Der grobe Matratzenbezug war dreckig und zerschlissen und aus den Löchern guckte Stroh heraus. Eine dunkelgraue Armeedecke lag zusammengefoldet am Fussende.

Auf einmal fühlte ich mich schrecklich müde. All die Aufregung und Sorgen der letzten Tage und Nächte schienen über mich hereinzubrechen. Ich starrte auf die hässlichen Flecken auf der Matratze. Ich wusste, dass ich sie einfach zudecken und mein Bett machen sollte. Aber meine Arme gehorchten mir nicht. Ich war nicht fähig, mich zu bewegen. Nicht fähig, zu denken oder irgendetwas zu tun. Ich wollte nichts als mich hinlegen und heulen.

Und dann war Mama auf dem Bett neben mir. Sie breitete die Decken aus und strich sie glatt. Mechanisch half ich ihr. Woher nahm sie die Kraft, immer weiterzumachen, fragte ich mich.

«Die Baracke hier ist viel besser als die Transitbaracke, wo ich zuerst war», sagte Mama. «Aber ich kann mir vorstellen, wie schlimm es für dich aussehen muss. Aber jetzt schlaf erst einmal.»

Ich begann, mich ausziehen, und fühlte mich unbehaglich in Gegenwart so vieler Leute. Ein paar Frauen aus dem vorderen Raum hatten sich zu uns hineingezwängt und redeten mit Mama und Frau Schönheim. Mich schienen sie überhaupt nicht zu beachten.

Würde ich mich je an ein Leben wie in einem Aquarium gewöhnen?

«Privatsphäre gibt es in dieser Behausung nicht», sagte Ruthie. Schon das zweite Mal, dass sie meine Gedanken erraten hatte! Sie sass mir gegenüber auf dem Bett und ordnete ihre Haare. Dabei hatte sie einen kleinen Spiegel gegen die Wand gelehnt und wickelte ruhig Strähne für Strähne ihres braunen Haares sorgfältig auf Lockenwickler.

Frisieren! Wozu sollte man sich in einem Gefangenenlager die Mühe machen, Locken zu wickeln?

Ruthie merkte, dass ich sie beobachtete, und lächelte.

«Ich muss mich beeilen», sagte sie. «Um zehn pfeifen sie Sperrstunde und machen das Licht aus. Dann ist Bettruhe.»

Was war Ruthie für ein Mädchen?, fragte ich mich.

Würde ich sie mögen? Ich hatte das Gefühl, dass sie mich auslachte, ein bisschen spöttisch, aber gutmütig.

Doch was sollte es? Ich würde ohnehin nicht lange genug bleiben, um das herauszufinden.

Doch wir blieben und blieben. Gute Freunde ausserhalb wie innerhalb des Lagers arbeiteten emsig daran, unsere Namen von den Transportlisten fern zu halten. Jede Woche packten wir ein und wieder aus, bis zum letzten Moment nie ganz sicher, ob wir gehen mussten oder nicht.

Während dieser ganzen Zeit blieb ich in einer «Mir ist al-

les egal»-Stimmung. Während meine Eltern eifrig darum bemüht waren, sich an Westerbork anzupassen, alle Tricks und Kniffe herauszufinden und Leute kennen zu lernen, lag ich auf meinem Bett oder streifte ziellos um die Baracken. Wozu das Lager kennen lernen, wenn wir hier sowieso nicht blieben? Ich würde mich nur wieder an einen neuen Ort gewöhnen müssen.

Natürlich liess es sich nicht vermeiden, dass ich die Menschen aus meiner Baracke kennen lernte. Wenn man so eng beieinander lebte, erfuhr man von allen Dinge, die man gar nicht wissen wollte. Wie sie sich wuschen, wie sie ihr Essen kauten und was für Unterwäsche sie trugen. Wir quetschten uns zwischen den steifen Bettrahmen aneinander vorbei, stiegen über Beine und Füße und traten uns manchmal gegenseitig auf die Zehen. All die Arme und Beine und Schenkel, all die Körper, die einem ständig irgendwo den Weg versperrten – ihre Gegenwart war erdrückend. Ich schrak vor der Berührung dieser Fremden zurück, wollte, sie würden alle wie von Zauberhand verschwinden, und sehnte mich danach, auch nur einen Moment allein zu sein. Nicht einmal nachts war es still. Immer hörte man jemanden atmen oder sich im Schlaf hin und her wälzen.

Nach einer Weile fand ich mich damit ab. Wenigstens nach aussen hin. Ich lernte, meine Sachen unter die Matratze zu stopfen, lernte zu warten, bis ich bei dem einzigen kleinen Waschbecken an der Reihe war. Aber in mir brodelte es

vor Abscheu. Nur die Höflichkeit liess mich meine Worte hinunterschlucken, wenn ich die anderen am liebsten angeschrien hätte. Manchmal hielt ich mir die Ohren zu, nur um ihr ständiges Getratsche nicht zu hören. Und wenn ich das Gefühl hatte, ich müsste vor Wut mit Gegenständen um mich werfen, biss ich die Zähne zusammen und krallte mir die Fingernägel in die Hand. Mein Gott, wenn ich doch bloss nicht ständig die endlosen Geschichten der dünnen Frau Hartung über das Leben in Hamburg mit anhören müsste! Oder wenn ich nur ein Mal vor dem Zubettgehen an das Waschbecken käme, ohne warten zu müssen, bis Frau Schulberg ihre Unterwäsche ausgewaschen hatte!

Wenn mir so zu Mute war, verkroch ich mich auf mein Bett und holte das Skizzenbuch hervor. Schon immer hatte ich mich durch Schreiben oder Zeichnen von der Welt zurückziehen können.

Mama war unglücklich darüber, dass ich mich so verschloss.

«Du solltest versuchen, junge Leute kennen zu lernen», sagte sie. «Es ist nicht gut, dass du die ganze Zeit so allein bist. Warum versuchst du nicht, dich mit Ruthie anzufreunden? Sie ist so alt wie du. Und immer nett zu dir.»

Wie konnte ich Mama erklären, warum ich auf Ruthies freundliche Gesten und Worte nicht reagierte, wo ich es doch selbst nicht verstand? Es war Teil meiner Ablehnung gegen alles hier im Lager, meines Unwillens, mich in die-

sem Übergangszustand einzurichten. Aber teilweise lag es wohl auch an Ruthie selbst, ihrer selbstbewussten Art, ihrem etwas spöttischen Humor. Ruthie war so anders als die Mädchen, die ich gekannt hatte, anders als Anneke und sicher ganz anders als ich. Und an dem knappen Jahr, das sie älter war als ich, konnte das nicht liegen.

Ruthie war fünfzehn, aber sie wirkte auf mich viel älter. Wo ich scheu und ängstlich war, war Ruthie keck und selbstsicher. Sie hatte einen scharfen Verstand und konnte Leute auf verblüffende Weise nachahmen. Und diese Fähigkeit wandte sie erbarmungslos auf die Eigenheiten ihrer Mitmenschen an. Es machte Spass, ihr zuzuhören, auch wenn mir manchmal etwas unbehaglich dabei zu Mute war. Aber Ruthie war der Liebling der Baracke. Alle älteren Frauen aus dem vorderen Raum vergötterten sie. Ihrem betörenden Lächeln und den vertrauensvollen blauen Augen in dem herzförmigen Gesicht konnte man nur schwer widerstehen. Wenn es darum ging, etwas zu erbetteln oder auszuleihen, war sie unschlagbar. Sie war es gewesen, die irgendwie zwei Stühle für unseren Raum organisiert hatte, und sie hatte auch das Material besorgt, aus dem wir unseren Verdunklungsvorhang gemacht hatten. «Organisieren» bedeutete in der Lagersprache, etwas zu ergattern, egal wie, und Ruthie war darin Meisterin.

Ruthie kümmerte es wenig, wie ich auf sie reagierte. Sie redete mit mir und neckte mich ein bisschen, aber wenn ich mich zurückzog, liess sie mich in Ruhe.

Doch die meisten anderen hielten mich für abweisend. Immer wieder wurde ich gedrängt, Freundschaft mit Ruthie zu schliessen. So etwas Dummes, hiess es, zwei junge Mädchen im selben Raum und eine davon ist so komisch und egozentrisch!

Aber je mehr alle mich drängten, umso sturer wurde ich. Was wussten die denn schon?, dachte ich verärgert. Es liegt nicht an Ruthie. Mit ihr hat das gar nichts zu tun. Ich selber will mich einfach mit niemandem anfreunden. Nicht solange der Krieg andauert und nicht solange alles so unsicher ist.

Ich wollte nicht noch eine Freundin verlieren. Da waren schon Anneke, Eleonore und auch noch Julie gewesen. Und nichts hatte gehalten, nichts war von Dauer gewesen. Und das würde mir nicht noch ein Mal passieren. In diese Falle würde ich nicht ein weiteres Mal gehen.

Kapitel 7

Wir waren schon einige Wochen in Westerbork, als meine Eltern Funktionen im Lager erhielten. Mama wurde stellvertretende Barackenälteste in einer der neuen Transitbaracken, Papa kam in die Schreibstube der Verwaltung. Das Lager wuchs immer noch schnell, riesige neue Baracken wurden gebaut und so musste das Lagerpersonal in gleichem Masse erweitert werden. Der durch solche Funktionen bewirkte Aufschub war zwar nicht so sicher wie ein amtlicher, aber immer noch besser als gar nichts. Wenigstens mussten wir uns jetzt nicht mehr jede Woche aufs Neue Sorgen machen.

Es gab alle möglichen Gründe, weshalb man in Westerbork bleiben konnte. Ruthies Vater zum Beispiel deswegen, weil er im Ersten Weltkrieg für Deutschland gekämpft und sogar das Eiserne Kreuz erworben hatte. Auch in unserer Baracke waren einige Frauen und Witwen von Eisernes-Kreuz-Trägern. Andere wiederum fühlten sich sicher, weil ihnen die britische Regierung Einreisegenehmigungen nach Palästina erteilt hatte. Aus unerfindlichen Gründen hatten die Deutschen entschieden, diesen Leuten fürs Erste einen bevorzugten Status zu geben.

Dann gab es da noch die «Südamerikaner»: Manche lateinamerikanische Staaten hatten «Rettungspässe» ausge-

stellt für Leute, die Paraguay, Uruguay oder Costa Rica kaum auf der Landkarte finden konnten. Den Deutschen war das zwar bekannt, aber für den Augenblick waren auch die «Südamerikaner» sicher.

«Ich muss das Lisa schreiben», sagte Mama, als sie von den Pässen hörte. «Vielleicht kann sie herausfinden, wie man an diese Pässe kommt.»

Lisa war eine Kusine, die einen Schweizer geheiratet hatte. Sie sass zurzeit in Amsterdam fest, während ihr Mann versuchte, ihre Rückkehr in die Schweiz zu arrangieren.

Tatsächlich schaffte es Mama, einen Brief an Lisa nach draussen zu schmuggeln, und schon bald erreichte uns die Antwort, in der sie vorsichtig andeutete, dass sie die Nachricht erhalten habe und sehen werde, was zu machen sei. Bald erfuhren wir, dass Lisa in die Schweiz zurückkehren durfte, doch dann brach die Verbindung ab.

«Lisa wird etwas unternehmen», sagte Mama zuversichtlich. Aber wichtiger war, dass meine Eltern erst einmal Arbeit hatten. «Ein Spatz in der Hand... », sagte Papa.

«Jetzt wirst auch du bald arbeiten müssen», teilte Ruthie mir mit. «Jeder über vierzehn, der längere Zeit hier ist, muss arbeiten. Wenn du nicht aufpasst, stecken sie dich in die Küche, und du kannst den ganzen Tag Kartoffeln schälen. Vielleicht kann ich dir zu einem Botendienst verhelfen, wie ich ihn habe. Das macht viel mehr Spass.»

Botendienst! Wie hatte ich Ruthie um die Privilegien beneidet, die sie als Botin genoss. Mit ihrer offiziellen Armbinde und dem Pass konnte sie sich innerhalb des Lagers bewegen, wie immer sie wollte. Boten waren wichtig. Jede Baracke und jedes Büro brauchte einen eigenen, denn in einer telefonlosen Gemeinde wie Westerbork funktionierte ohne Boten gar nichts.

Tatsächlich bekam ich die Arbeit und plötzlich änderte sich mein Leben. Ich hatte etwas zu tun und kam überallhin. Jetzt, auf meinen Botengängen, sahen die lang gezogenen, flachen Holzbauten nicht mehr alle gleich aus. Ich begann, Besonderheiten in dem ausgedehnten Barackenkomplex wahrzunehmen, und die staubigen Lagerwege wurden zu sinnvoll angelegten Durchfahrtsstrassen, die zur Krankenstation, zur Registratur oder anderen Einrichtungen führten. Und jeden Tag erfuhr ich mehr über die seltsame, in sich geschlossene Gemeinde mit Namen Westerbork.

Es war ein Ort mit Werkstätten, Lagerhallen, Krankenstationen, Labors und Büros, in denen Menschen Papiere in dreifacher Ausführung abhefteten. Und all das wurde von den jüdischen Insassen des Lagers verwaltet. Abgesehen von den Wachen am Tor und auf den Wachtürmen, sah ich in Westerbork weniger Deutsche als in Amsterdam. Die SS war natürlich auch für die wöchentlichen Züge nach Polen zuständig, aber was für uns zählte, war, dass der Rest des Lagers sich selbst überlassen blieb, solange jeden Dienstagmorgen genügend Häftlinge zum Abtransport bereitstanden.

In gewisser Weise hatten wir in Westerbork mehr Rede- und Handlungsfreiheit als vorher.

Es gab in Westerbork sogar ein paar Stellen, an denen man für Minuten vergessen konnte, dass man in einem Gefangenenlager war. Oder wenigstens so tun, als ob man vergässe. Zum Beispiel in den freundlicheren Baracken des alten Lagers, die ursprünglich von der niederländischen Regierung als Flüchtlingslager gebaut worden waren und wo Familien immer noch in Zweizimmerwohnungen zusammenlebten. Hier waren noch Vorhänge an den Fenstern und Blumentöpfe vor manchen Türen, und so entstand ein Hauch von Geborgenheit, der einen an die Welt draussen erinnerte.

Greisers, die geholfen hatten, mich und meine Eltern wieder zu vereinen, wohnten dort. Wann immer ich konnte, nutzte ich ihre Gastfreundschaft, um mich ein paar Minuten in ihrem behaglichen Wohnzimmer zu entspannen. Man stelle sich den Luxus einer richtigen Couch, eines echten Tisches und eines gemütlichen Sessels vor!

«Vergiss nicht, wir mussten schon hier leben, noch ehe der Krieg begann, als ihr noch alle in euren gemütlichen Wohnungen wart», verteidigte sich Maria Greiser, als ich diesen Luxus bestaunte.

Es war schwer vorstellbar, dass die zwei hübschen Räume der Greisers in Grösse und Grundriss meinem eigenen Quartier in Baracke 43C völlig glichen. Was doch ein paar Möbel und eine normale Anzahl von Menschen für einen Unterschied machen konnten!

Aber der Unterschied zwischen 43C und den riesigen Transitbaracken, in denen ich arbeitete, war noch grösser. Immer mehr von diesen grossen Schuppen wurden aufgeschlagen und mit endlosen Reihen dreistöckiger Betten bestückt. Der gemeinsame Waschraum mit seinen Reihen von Waschbecken und dreckigen Toiletten lag am einen Ende der Baracke, das «Barackenbüro», in dem Essen ausgeteilt und die Schreibearbeit erledigt wurde, am anderen. Die ganze Woche lang kamen Transporte aus Amsterdam und die Menschen wurden massenweise in die Transitbaracken gepfercht. Erschöpft, verwirrt und ängstlich kamen sie an. Babys, tagelang in denselben klatschnassen Windeln, schrien in ihrem Elend. Kleinkinder weinten vor Hunger und Müdigkeit. Alte Menschen hockten verzweifelt da, ihre Habe unauffindbar und die Papiere durcheinander. Viele der Neuankömmlinge hatten seit Tagen nicht mehr geschlafen, so zusammengepfercht, wie man sie in den Gefängnissen der Gestapo gehalten hatte. Andere waren so plötzlich aus dem Schlaf gerissen worden, dass sie in ihren Schlafanzügen ankamen und sich nur einen Mantel hatten über die Schultern werfen können.

Dann die endlose Registrierungsprozedur in Westerbork! Meine eigene Ankunft war schnell und einfach gewesen. Aber die Gefangenen, die mit einem Transport ankamen, verbrachten Stunden mit der Registrierung. Es dauerte ewig, bis alle Fragen beantwortet und sämtliche Formulare ausgefüllt waren. Und dann auch noch die grobe Leibesvisitation

durch die holländischen Nazi-Schergen, die auf das letzte bisschen Geld und Schmuck aus waren. Und schliesslich der Schock, wenn sie zum ersten Mal die scheusslichen, dreieckigen Baracken erblickten, in denen sie ihre letzten Tage auf niederländischem Boden verbringen würden.

Aufgabe des Barackenpersonals war es, den Deportierten diesen kurzen Aufenthalt so gut es ging zu erleichtern. Für mich bedeutete das, den ganzen Tag unzählige Botengänge zu erledigen und Leute durch das Lager zu begleiten. Wer kein Gepäck hatte, musste zu einem Lager mit gebrauchten Kleidern, Decken und Schuhen gebracht werden. Die Kranken mussten zu medizinischen und zahnärztlichen Stationen begleitet werden. Besorgte Frauen wollten nach ihren Männern suchen. Manche wollten zu den Verwaltungsbaracken, um dort in letzter Minute ihr Gesuch auf Aufschub einzureichen.

Dann kam der Montag und die Anspannung wuchs. Montagnacht war Abtransport. Und der Tag davor barg die letzte Chance für einen Aufschub, die letzte Chance, etwas zu tun.

Ich rannte durch die Gegend, half beim Packen in letzter Minute, beruhigte Babys und verteilte Brot. Manchmal schickte man mich gerade dann auf einen Botengang, wenn der endlose Zug von Viehwaggons über das Gleis rumpelte, das Westerbork wie ein hässlicher schwarzer Schnitt zerteilte. Dann standen sie da und warfen ihre bedrohlichen Schatten auf das Lager, eine stumme Erinnerung, warum wir hier waren.

Diese Waggons liefen im Pendelverkehr zu jenen mysteriösen Lagern in Polen. Eigentlich wollte ich sie nicht anschauen, nicht über sie nachdenken, aber wie ein Magnet zogen sie mich an. Und liessen Fragen aufkommen.

Häftlinge schrubbten die Waggons, streuten frisches Stroh auf den Boden und füllten die Trinkwasserbehälter. Was geschah in diesen finsternen, nasskalten und fensterlosen Kisten auf ihrer langen Reise gen Osten? Der Gestank, der von den Gleisen herüberwehte, erzählte einen Teil dieser Geschichte: eine stinkende Mischung aus Schweiss, Erbrochenem, Urin und Kot. Dieser Gestank würde an den hölzernen Brettern haftenbleiben, bis sie verrotteten. Kein noch so mühevolleres Schrubben würde ihn entfernen können.

Fassungsvermögen: 8 Pferde oder 40 Personen stand auf den Türen der Waggons. Doch wenn die Transporte morgens früh Westerbork verliessen, waren sie mit mehr als der doppelten Anzahl Menschen belegt. Doppelt so viele Menschen mussten mit nur einem Behälter voll Wasser und einem zweiten für ihre Notdurft auskommen. Und niemand wusste, wie lange sie es in diesem Zug würden aushalten müssen.

Ich schauderte bei der Vorstellung, dass die Menschen aus meiner Transitbaracke am nächsten Morgen in diese stinkenden Kisten steigen mussten. Besser, sie ahnten nicht, was ihnen bevorstand! Die meisten von ihnen waren nicht lang genug in Westerbork gewesen, um zu wissen, was ein

Transport war, oder den ganzen Schrecken der ihnen bevorstehenden Reise zu erahnen.

Ich floh und versuchte, alles, was ich wahrgenommen hatte, aus meinem Gedächtnis zu löschen. Und als mich Frau Weiss, die Barackenälteste, zur Sperrstunde in meine Baracke entliess, war ich froh, gehen zu können. Ich wollte nicht dabei sein, wenn das Aufsichtspersonal seine Schützlinge vor dem Morgengrauen für eine letzte Mahlzeit aus Haferschleim und Brot wecken musste, wollte nicht sehen, wie sie die Baracken verliessen. Wollte sie nicht selber durch das schlafende Lager zum wartenden Zug führen.

«Geh und schlaf», entliess mich Frau Weiss dann für gewöhnlich. «Morgen früh können wir nur Leute brauchen, die frisch genug zum Aufräumen sind.»

Doch ich wusste, was sie eigentlich meinte: Du bist jung, dich muss man behüten, du solltest den Schrecken der Transportnächte nicht mit ansehen.

Dieses eine Mal war ich froh, noch Kind zu sein, eine Entschuldigung dafür zu haben, dass ich die grässliche Wirklichkeit nicht ertragen musste. Schlimm genug war es in den Transportnächten auch in unserer Baracke. Montagnacht wurde in Westerbork wenig gelacht. In der bedrückenden Stille hatte man viel Zeit zum Nachdenken über die, die man gerade eben kennen gelernt hatte und die am nächsten Morgen nicht mehr da sein würden. Genug Zeit zum Nachdenken. Und auch zum Weinen. Noch konnten meine Arme die

leichte Last des glucksenden Babys spüren, mit dem ich am Morgen gespielt und geschmust hatte. Wo war es jetzt? Hatte seine Mutter ein bisschen Stroh gefunden, auf dem es schlafen konnte? Und die tapfere alte Frau mit ihren Krücken, die ich erst gestern Nachmittag zur Krankenstation gebracht hatte. Hatte sie eine Ecke gefunden, in der sie sitzen konnte? Wie kamen sie alle in dieser dunklen, stinkenden Kiste zurecht, ohne ausreichend Platz zum Bewegen, zum Hinlegen oder einem Baby die Windeln zu wechseln? Immer wenn ich so weit gekommen war, weigerte sich mein Verstand, weiterzudenken.

Doch mit der Zeit kamen die Tränen seltener. Ich hörte auf, mir die ständig wechselnden Frauen, die nur kurz die Betten der Baracken belegten, einzuprägen. Sie wurden zu gesichtslosen Nummern. Nichts als eine weitere Gruppe, die ernährt, gezählt und versorgt werden musste.

Wie herzlos wir doch wurden, dachte ich eines Dienstagmorgens, als ich Frau Weiss half, Decken und Matratzen herzurichten. Und ich war über diesen Gedanken so betroffen, dass ich ihn laut wiederholte.

Frau Weiss liess die Decke, die sie gerade faltete, sinken.

«Selbstschutz, Rosie», sagte sie. «Mitleid ist ein starkes Gefühl und wir haben davon nur ein beschränktes Mass. Sich gegen die Umstände zu verschliessen, ist ein Weg, wie die Natur uns erhält. Wie bei einer Schildkröte, die sich in

ihren Panzer zurückzieht: Innen ist sie noch genauso weich und verletzlich wie vorher.»

Mechanisch folgte ich Frau Weiss auf ihrem Rundgang, faltete Decken, hob vergessene Kleidungsstücke auf, sah nach Klos und Waschbecken. Dienstags waren die Transitbaracken immer leer, bis auf ein paar Glückliche, die hatten bleiben können.

Wie ein Versandgeschäft, dachte ich. Wie ein schrecklich effektives und gut organisiertes Unternehmen zur angemessenen Verarbeitung und zügigem Transfer von Produkten aus Holland in den Osten. Nur dass unser Produkt zufällig Menschen waren, gewöhnliche Menschen jeglicher Altersstufe, Grösse und Gestalt.

Und wir alle, die wir hier so emsig arbeiteten, waren Mädchen in einem gut geölten Getriebe. Wir waren es, die Küche und Krankenhaus, Elektrizitätswerk und Leichenhalle am Laufen erhielten. Ohne uns hätte der Betrieb Westerbork nicht funktionieren können.

Warum machen wir das?, fragte ich mich. Was würde passieren, wenn wir uns alle weigerten, Westerbork zu betreiben? Würde dann vielleicht alles weniger reibungslos ablaufen?

Aber als ich Mama am Abend diese Frage stellte, schüttelte sie den Kopf.

«Wäre es dir lieber, die SS würde das Lager führen?», fragte sie. «Schlimm genug, sie mit ihren Gewehren am Tor, in den Wachtürmen und in den Transportnächten am Zug zu haben. Hättest du sie lieber in den Baracken, wo sie uns

dann den ganzen Tag drangsaliert? Und dann: Wenn wir die Arbeit verweigerten, würden sie uns auf den Transport schicken, und andere würden unsere Plätze einnehmen. Nur eine Frage des Überlebens, sonst nichts.»

«Aber es ist falsch», beehrte ich auf.

In gespielter Verzweiflung hob Mama die Hände: «Rosie! Wann wirst du endlich erwachsen und stellst dich den Tatsachen? Wie ein Vogel Strauss! Steckst einfach den Kopf in den Sand! Für mich ist das hier ein Dschungel und im Dschungel musst du mit Klauen und Zähnen ums Überleben kämpfen. Nur eines darfst du nicht: dich selbst verleugnen und jemand anderem Leid zufügen. Das ist wichtig!»

«Ich glaub, ich bin im Zoo», murkte ich. «Du nennst mich einen Strauss und Frau Weiss hat mich eine Schildkröte genannt. Bin ich ein Tier? Darf ich nicht mehr mitfühlen?»

Aber obwohl ich mitfühlen wollte, blockte irgendetwas in mir dieses Gefühl ab. Es war genau wie mit der Angst, keinen Aufschub mehr zu bekommen. Man konnte einfach nicht dauernd in Angst leben. Irgendwann wurde die Angst Teil des Alltags, etwas, das man nur im Unbewussten mit sich trug.

Ich lebte in den Tag hinein. Hier machte man sich nicht gern Gedanken über das Morgen.

Und mit der Zeit änderte sich meine Einstellung zu Westerbork. Wenn ich jetzt die Zäune um uns sah, dachte ich nicht länger: Dort endet unsere Welt. Die Zäune hatten eine

neue, ganz andere Bedeutung bekommen: In ihrer Umarmung war ich geborgen!

Jetzt wollte ich, wie alle anderen im Lager, nur noch eines: um jeden Preis in Westerbork bleiben.

Kapitel 8

Es war wieder Montag, Transporttag. Und dieses Mal musste ich die Nacht durcharbeiten. Eine der Barackenältesten war krank und wir waren zu wenige. Frau Weiss bat mich zu bleiben.

Zum ersten Mal sollte ich einen Transport mit eigenen Augen sehen. Einerseits fühlte ich mich wichtig, verantwortlich und erwachsen. Doch gleichzeitig wollte ich wegrennen, mich verstecken und weiterhin jung, unwissend und behütet sein. Entkommen war nicht möglich. Heute Abend würde ich zu sehen bekommen, was ich mir bisher nicht einmal hatte vorstellen wollen.

Ich sass nach der Sperrstunde mit den anderen zusammen, schlürfte heissen Ersatzkaffee und wartete, bis wir die zu Deportierenden wecken mussten.

Die Bürotür stand halb offen. Irgendwo weit weg weinte ein Baby. Die Menschen husteten, schnarchten, redeten gedämpft. Ständig hörte man schlurfende Schritte auf dem Mittelgang, der zur Toilette am anderen Ende der Baracke führte. Obwohl ich mit dem Rücken zur Tür sass, sah ich vor meinem geistigen Auge die Trostlosigkeit der Dreierstockbetten, Reihe um Reihe, ohne Ende. Und die schwachen, nackten Glühbirnen, die an der Decke die ganze Nacht brannten.

Trotz der gedämpften Unterhaltung und der Geräusche der Baracke war ich über meiner Kaffeetasse eingeschlafen. Ich erwachte durch den Lärm, als die Leute aufstanden.

«Zeit, Frühstück und Brotration auszuteilen», sagte Frau Weiss. «Geh durch die Baracke, Rosemarie, und schau, dass alle wach sind.» Ich lief den Gang entlang, half, hier eine Schnalle zu schliessen und dort einen Kofferdeckel zuzudrücken. Eine junge Mutter mühte sich ab, ihre zwei Mädchen zu beruhigen, die protestierend auf dem Bett sassen und schrien. Alle drei trugen enge weisse Baumwollturbane auf ihrem Kopf, die das ganze Haar bedeckten und bis zu den Augenbrauen reichten. Ihre Gesichter erschienen darunter seltsam nackt und die Augen riesig.

So wurden Läuse im Lager bekämpft: Die Haare wurden ganz kurz geschnitten und mit einem starken Desinfektionsmittel behandelt. Die beissenden Lysoldämpfe zogen durch den Gang und brannten in meinen Augen.

Als ich zurückkam, bildeten die Menschen mit ihren Bechern und Schüsseln schon eine Schlange für die letzte Mahlzeit in Westerbork. Sie bewegten sich wie Roboter, ihre Gesichter müde und verhärmt, ihre Augen matt. Jetzt gab es nichts mehr, was sie vor dem Zug retten konnte, und überall in der Baracke breitete sich ein Gefühl dumpfer Schicksalsergebenheit aus.

Dann war es Zeit zum Abmarsch, eine langsame, endlose Prozession zum Zug. Weitere Schlangen kamen aus den an-

deren Baracken und Männer und Frauen trafen sich schliesslich am Zug.

Mit Frau Weiss lief ich die Betten entlang, um nach Liegengelassenem zu schauen. Auf einem Bett fanden wir einen kleinen Kulturbeutel mit Medikamenten.

«Das gehört der grauhaarigen Frau, die ich gestern in die Krankenstation gebracht habe», sagte ich. Sie hatte mich ein wenig an Oma erinnert, und ich hatte mich bemüht, besonders freundlich zu ihr zu sein.

«Schnell hinterher, Rosie», sagte Frau Weiss, «ohne ihre Medikamente ist sie wahrscheinlich aufgeschmissen. Sie wird noch nicht am Kontrollpunkt sein.»

Ich rannte durch die Dunkelheit, vorbei an den Menschen-schlangen, die sich Meter für Meter vorarbeiteten. Auf halbem Weg hatte ich die alte Frau eingeholt, gab ihr das Medikamentenköffchen und bekam als Dank einen zittrigen Kuss auf die Wange.

Von hier aus fiel die Strasse zum Zug hin leicht ab und ich konnte unten den Bahnsteig sehen. Drohend ragte der Zug aus der Dunkelheit. Davor der Bahnsteig mit den sich drängenden Menschenmassen.

Das Gemurmel hunderter Stimmen vermischte sich zu einem pulsierenden Tosen, hin und wieder durchbrochen vom Weinen eines Babys, dem Rufen eines Namens und den hysterischen Schreien einer Frau, die ihr Schicksal nicht ertragen konnte.

Ein Waggon wurde beladen, Hände nahmen dankbar die angebotene Hilfe zum Bewältigen der steilen Tritte an. Die Türen waren noch offen und die Scheinwerfer leuchteten

grell auf die Menschen in den Waggonen. Dicht an dicht erschienen die Gesichter im hellen Licht unnatürlich weiss, wie von einer anderen Welt. Andere Gesichter, genauso weiss, spähten durch die engen, drahtversperrten Schlitze an den Seiten der Waggonen.

Dutzende von deutschen Wachen standen steif und breitbeinig mit aufgepflanzten Bajonetten herum. Verzweifelt bahnte sich eine Frau ihren Weg durch die Menge auf dem Bahnsteig. Blindlings schob sie Leute zur Seite, drückte sich an Wachen vorbei. Wonach suchte sie? Nach ihrem Kind? Ihrem Mann? Ihren Sachen? Ich habe es nie erfahren. Eine Wache packte sie am Arm und stiess sie in eine offene Wagentür.

Zwei Träger drückten sich mit einer Frau auf einer Bahre an mir vorbei. Sie gingen durch die Menschenmenge und luden ihre Last einfach im nächsten offenen Waggon ab.

Ich sah die grosse Gestalt des Kommandanten selbst, wie er durch die Menge schritt, bedrohlich in seinen hohen Stiefeln und den Kniehosen, einen Knüppel in der einen Hand und in der anderen eine Leine, an der ein riesiger Hund hing. Die Leute wichen ihm aus, aber er trieb sie mit seinem Knüppel zur Eile an.

Meine Wangen waren tränenfeucht, die Nägel tief in meine Handflächen eingegraben. Warum stand ich hier und gaffte? Warum rannte ich nicht zurück zur Baracke, wo ich hingehörte? Ich wollte nicht hinsehen und konnte doch nicht wegsehen.

Ich wollte schreien, brüllen, wollte meine Qual hinaus-schreien wie die hysterische Frau, deren Stimme nun verstummt war. Wollte mich selbst den Menschen in den Weg werfen, die immer noch zum Zug hinunterströmten. Halt!, wollte ich ihnen zurufen. Rennt weg! Steigt nicht in den Wagen wie eine Herde Schafe!

Aber stattdessen schaute ich zu, wie die Wachen eine Schiebetür nach der anderen schlossen und mit dicken Eisenbolzen sicherten. Nun waren die Menschen im Dunkeln. Nur die schmalen Schlitze liessen Licht und Luft für die lange Fahrt ein.

Mein Mund öffnete sich, um meinen Schrecken, meinen Ekel und meine Wut hinauszuschreien. Aber wie in einem Albtraum brachte ich nichts als ein ersticktes Stöhnen hervor. Die Furcht schnürte mir die Kehle zu und brachte meine Stimme zum Schweigen. Hilflos schlugen meine Fäuste auf die groben Bretter des Holzzauns, an den ich mich lehnte. Splitter bohrten sich in meine Haut und der scharfe Schmerz riss mich zurück in die Wirklichkeit.

Und auf einmal konnte ich den Anblick nicht mehr ertragen. Die Wahrheit erschlug mich. Die Wahrheit über die Arbeitslager, über die «Umsiedlung» in den Osten. Hatte ich wirklich geglaubt, dass die Neuansiedlung in Polen auch nicht schlimmer sein könnte als Westerbork? Was sonst konnte am Ende einer Reise mit einem solchen Beginn liegen, wenn nicht Entsetzen?

Wie wahnsinnig raste ich zur Baracke zurück, leckte mir

das Blut von den zerschundenen Händen und unterdrückte mein Schluchzen. Warum? Warum?, fragte es unaufhörlich in mir. Warum wurden wir bestraft? Warum so gedemütigt?

Warum wurden wir wie Kriminelle, schlimmer: wie Vieh behandelt? Vieh, das zum Schlachthaus geführt wurde. Selbst Vieh transportierte man schonender als uns.

Überall auf der Welt waren Gefängnisse und Straflager für Menschen bestimmt, die ein Verbrechen begangen hatten, für Saboteure oder solche, die die rechtmässige Regierung bedrohten. Wenn man keine Verbrechen beging, wenn man sich nicht in die Politik einmischte, konnte man sicher sein, dass einem nichts passierte. Aber das galt nicht für uns, nicht für Juden. Was war unser Verbrechen? Dass wir geboren waren? Dass es uns gab? Wie sollte man einer Bestrafung entgehen, wenn die blosse Existenz schon ein Verbrechen war?

In der Baracke las mir Frau Weiss die Qual von den Augen ab und schickte mich weg.

«Geh schlafen und vergiss, was du gesehen hast», sagte sie. «Mit der Zeit wirst du dich selbst daran gewöhnen.»

Doch ich konnte die Szene am Zug nicht aus meinen Gedanken vertreiben. Tage später ging ich die Greisers besuchen, in der Hoffnung, so für einen Moment die Baracken und den schrecklichen Anblick vergessen zu können.

Die Mädchen der Greisers verstanden, wie ich mich fühlte, und versuchten, mich aufzumuntern. Hannah Greiser war zwei Jahre älter als ich, Miriam ein Jahr jünger. Sie waren schon fast drei Jahre in Westerbork und kannten alle Jugendlichen im «alten Lager». Es war eine eingeschworene Gruppe, misstrauisch gegenüber Fremden.

Doch Hannah dachte, dass ihre Freunde mich wohl akzeptieren würden. Sie hatte mir ein paar Mal angeboten, mich zu einem Treffen ihrer Gruppe mitzunehmen. Hannah, Miriam und ihre Freunde waren begeisterte Zionisten. Sie verbrachten den grössten Teil ihrer Freizeit damit, sich über Palästina zu informieren und zu diskutieren. Dass ich fast nichts über Palästina wusste, konnten sie kaum fassen.

«Du musst über den Zionismus Bescheid wissen», sagte Miriam immer wieder. «Lewis wird dir alles erklären. Er hat die Gruppe organisiert und uns alles, was wir wissen, beigebracht.»

Bis jetzt hatte ich immer abgelehnt. Ich wollte mich keiner Gruppe anschliessen, keine neuen Freundschaften eingehen, nicht in etwas hineingezogen werden. Aber jetzt dachte ich, warum nicht? Mein ständiges Grübeln über die Züge musste aufhören. Vielleicht würde die Jugendgruppe meinen Gedanken neue Beschäftigung geben.

Das Treffen fand in einem kleinen Gebäude statt, das bis vor Kurzem als Schule gedient hatte. Die Mitglieder der Jugendgruppe sassen im Halbkreis auf Bänken und hörten auf-

merksam einem schwächtigen jungen Mann zu, der am Ende des Raums sass und die Diskussion leitete.

Lewis schien auf den ersten Blick nicht aussergewöhnlich: klein, rotblond, mit schmalen Gesicht und blasser Haut. Aber er hatte die blauen Augen, die ich je gesehen hatte. Augen, die vor Leidenschaft glühen und vor Mitleid sanft sein konnten. Es waren die Augen eines Visionärs, eines Neuerers, und er zog damit all seine Zuhörer in den Bann.

Für mich war das Treffen eine Offenbarung. Diese jungen Juden, stellte ich fest, waren stolz auf ihre Abstammung. Sie sahen in ihrem Judentum keine unerträgliche Last. Sie wussten so viel über die grossen jüdischen Helden von vor fünftausend Jahren wie die meisten Leute über zeitgenössische Staatsmänner. Und sie betrachteten diese Helden als Vorbilder für einen neuen jüdischen Staat. Umgeben von Stacheldraht und bedroht von der Deportation nach Polen, arbeiteten und lernten sie fieberhaft, um sich auf die Zukunft in einem Kibbuz in Palästina vorzubereiten.

Solche jungen Menschen hatte ich noch nie getroffen. Vielleicht hatte es auf meiner jüdischen Schule in Amsterdam ein paar gegeben, aber ich hatte keinen von ihnen gekannt. Jetzt, bei diesem Treffen, erfüllten mich die Gespräche mit gespannter Erregung. Vielleicht konnte ja auch ich lernen, stolz zu sein und eine Bedeutung in meiner Herkunft zu erkennen.

Am Ende der Sitzung stellte Hannah mich Lewis vor.

Es dauerte nicht lange, bis er meine vollkommene Unwissenheit über das Judentum bemerkte. Und er hatte nicht das geringste Verständnis dafür.

«Mein Gott, es ist ein Verbrechen, dich bis jetzt ohne jeden Unterricht über die historischen Ursachen dieses Dilemmas aufwachsen gelassen zu haben», sagte er ärgerlich. «Wie kannst du stark und stolz sein, wenn man dir nichts gibt, worauf du stolz sein kannst? Wenn du schon diesen Irrsinn durchstehen musst, solltest du wenigstens wissen, worum es geht.»

Ich verstand seinen Ausbruch nicht ganz und hatte eigentlich das Gefühl, dass er mit mir nichts zu tun haben wollte. Aber seine Augen, das fiel mir auf, sahen nicht unfreundlich aus.

«Und», fragte er mit Nachdruck, «möchtest du etwas lernen? Um alles nachzuholen, wirst du ganz schön pauken müssen, zum Beispiel Iwrit lernen, das moderne Hebräisch. Aber wenn du willst, kann ich dich in meiner Freizeit unterrichten. Und du bekommst Bücher über jüdische Geschichte.»

Ob ich wollte? Ich hätte Chinesisch oder Hindi gelernt, wenn das für die Gruppe nötig gewesen wäre. Hier war etwas, an das man glauben konnte – ein Hoffnungsschimmer. Etwas Neues, Aufregendes, über das man nachdenken konnte. – Und noch vor einer Stunde war ich mir nicht sicher gewesen, ob ich zu dem Treffen überhaupt gehen sollte!

«Mensch, hast du Glück», flüsterte Miriam, als wir aus dem Versammlungsraum kamen. «Die meisten würden alles

dafür geben, Privatstunden von Lewis zu kriegen. Stell dir vor, eine ganze Stunde nur mit ihm!»

Lewis hatte etwas Magisches an sich. Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal so sorglos und entspannt gewesen war.

Von nun an drehte sich mein Leben nur noch um die Jugendgruppe und das Lernen mit Lewis. Abends nach der Arbeit traf ich mich mit ihm, manchmal im leeren Klassenzimmer oder manchmal auch im «alten Lager», wo er einen Raum mit zwei anderen jungen Männern teilte. Er besaß einen Schatz von Büchern, die er auf der Flucht von Deutschland noch vor dem Krieg mitgenommen hatte. Über diese Bücher gebeugt, vertieften wir uns in jüdische Geschichte.

Der Rest meines Alltags rückte in den Hintergrund. Ich wusste, dass meine Eltern immer noch mit aller Kraft für unsere Sicherheit kämpften, für einen dauerhaften Aufschub, der dafür sorgte, dass unsere Namen nicht auf die Transportlisten kamen. Müdigkeit, Anspannung und Sorge zeichneten ihre Gesichter, aber sie belasteten mich nicht mit Einzelheiten und ich fragte auch nicht danach.

Ruthie machte sich über mein plötzliches Interesse am Zionismus lustig. «Pfadfinderkram» nannte sie es und fand die Jugendgruppe albern. Ein Haufen von Kindern, die herumsassen und kein anderes Gesprächsthema fanden als jüdische Geschichte! Ruthie brauchte solche Gruppen einfach nicht, weil sie keinerlei Probleme hatte, Anschluss zu finden.

Mit Lewis fing ich an, einigen der Fragen nachzugehen, die mich seit dem Einmarsch der Deutschen in Holland beschäftigt hatten, seit dem Zeitpunkt, da sie alles zerstört hatten, was für uns Glück bedeutete.

«Warum geschieht so etwas?», fragte ich. «Warum mir, warum den Juden?» Als wir tiefer in die jüdische Geschichte eintauchten, fanden wir einige Antworten, ein Muster wiederkehrender Verfolgungen, eine Fortdauer des Leidens durch die Jahrhunderte. Es ergab keinen Sinn, hatte nie einen Sinn ergeben, gleichgültig, in welchem Jahrhundert es geschehen war. Aber jetzt waren wir es selber, die in eine dieser wieder und wieder anbrandenden Wellen von Massenhysterie geraten waren. Und diesmal war es schlimmer, viel schlimmer, denn es gab kein Entrinnen. Und diesmal geschah es Menschen, die ich kannte, Menschen, die ich liebte. Und es geschah mir.

«Und das ist der Grund, weshalb wir einen jüdischen Staat brauchen», sagte Lewis. «Einen Ort, an dem wir uns sicher fühlen können. Genau darum geht es beim Zionismus. Wir müssen dafür sorgen, dass so etwas nie wieder passiert.»

Ich wusste, es war richtig, was er sagte. Und trotzdem, tief im Innern, sehnte ich mich in mein altes Leben zurück. Was bedeutete mir ein ungeborener Staat, tausende von Meilen entfernt? Ich sehnte mich nach Amsterdam, kaum hundertfünfzig Kilometer hinter dem Horizont. Dennoch liess ich mich von dem Eifer der anderen mitreissen. Mit ih-

nen sang ich «L'Shanah Haba'ah B'Yerushalayim» – *Nächstes Jahr in Jerusalem* – und lernte die Hora tanzen, den ausgelassenen jüdischen Rundtanz. Zuerst widerstrebte es mir, mich in den engen Kreis der Tänzer einzureihen, und meine Füße stellten sich bei den ungewohnten Schritten störrisch an. Aber die wilde, ausgelassene Musik liess mein Herz im Rhythmus schlagen und ich verlor mich im Rausch des Wirbels.

Unmerklich wich der Sommer dem Herbst. In dem baumlosen Lager konnte man den Wandel der Jahreszeiten nur an der Veränderung des Wetters ausmachen. Es gab kein Herbstlaub, um das Kommen des Winters anzukündigen, keine Ladenfenster mit Wintermänteln, keine Schulferien, die die Zeit in Abschnitte teilten.

Nie hatte ich so viel für die Schule gelernt, wie ich jetzt die ungewohnten hebräischen Buchstaben paukte. Ich wollte unbedingt so viel lernen, dass ich ein vollwertiges Mitglied der Jugendgruppe wurde. Bislang war ich nur Zuschauer, weil mir die Grundlagen fehlten, um an den Diskussionen teilzunehmen. Ich arbeitete verbissen, weil ich es Lewis recht machen wollte. Wenn Lewis mich lobte, wurde ich rot, und später wurde mir erst klar, dass ich mich jedes Mal unwillkürlich fragte, wie zufrieden er wohl mit mir gewesen war. Wie er reagiert hatte. Seine genauen Worte. Doch es gab auch Zeiten, in denen er mich kritisierte. Anfangs nahm ich seine Worte hin und erwiderte nichts, aber mit der Zeit wurde ich selbstbewusster.

«Das kann doch wohl nicht wahr sein, dass du das nicht weisst», machte er mich eines Tages fertig, als ich auf eine seiner Fragen keine Antwort wusste. «Mein Gott, mir hat man solche Dinge schon beigebracht, bevor ich sechs oder sieben war. Habt ihr bei euch zu Hause nie über Religion gesprochen?»

Das nahm ich nicht mehr hin.

«Meine Eltern haben mir beigebracht, dass man keinen Gottesdienst braucht, um Gott zu erreichen», gab ich zornig zurück. «Ich glaube an Gott und meine Eltern tun es auch, aber ich sehe keinen Sinn in all den Regeln und dem Brimborium, das der Mensch veranstaltet.»

«Ich auch nicht», entgegnete Lewis zu meiner Überraschung. «Aber es bewegt mich tief, eine Tradition fortzusetzen, die vor fast fünftausend Jahren ihren Ursprung nahm. Regeln und Gesetze, das war das Band, das die Juden zusammengehalten und ihre Identität über die Jahrhunderte des Exils bewahrt hat. Und man wird sie wieder brauchen als Gerüst für den Aufbau eines jüdischen Staates. Weil es ein Staat sein wird, der aus einer Religion erwachsen ist.»

«Und?», hielt ich dagegen. «Wohin hat uns diese Identität geführt? Vielleicht hätte es uns mehr geholfen, wenn das Band nicht so fest gewesen wäre. Vielleicht wären viele Menschen von Verfolgung verschont geblieben. In der Inquisition etwa.»

«Viele Juden haben während der Spanischen Inquisition ja tatsächlich ihren Glauben aufgegeben», sagte Lewis.

«Glaubst du, dass du diesen Weg auch gewählt hättest?»

«Ich glaube schon», gab ich zu. «Vielleicht sogar jetzt, wenn die Deutschen diesen Weg anböten. Aber die Nürnberger Gesetze stellen sogar die Inquisition in den Schatten. Erinnerst du dich an die Gruppe von Priestern und Nonnen mit den gelben Sternen, die sie vor zwei Wochen nach Polen geschickt haben? Hitler würde uns nicht einmal unseren angestammten Glauben aufgeben lassen, wenn wir es selbst wollten.»

Ich warf einen Seitenblick auf Lewis, wie er wohl auf diesen Ausbruch reagieren würde.

Lewis lachte. «Ich glaube, ich habe noch viel zu tun als Lehrer! Ist ja auch Sache des Lehrers, die Schüler von seinem Standpunkt zu überzeugen. Ich leihe dir noch ein paar Bücher, damit du dich mit deinen Vorfahren besser vertraut machen kannst.»

Still sah ich zu, wie Lewis ein halbes Dutzend Bücher aus den Stapeln neben seinem Bett aussuchte.

«Du hast dich gut gemacht, Rosemarie», sagte er. «Vielleicht sollte ich nicht so streng zu dir sein. Ich finde, dass du inzwischen so weit bist, bei unserer Chanukka-Aufführung nächsten Monat mitzumachen. Du könntest zum Beispiel Kerzen anzünden helfen. Du müsstest dazu einige Zeilen auf Hebräisch auswendig lernen, aber das solltest du schaffen. Nächstes Mal werden wir die Rollen verteilen.»

Die Arme voller Bücher ging ich durch die frische Novemberluft nach Hause. Ich war verwirrt. Lewis war toll,

nett, klug und wunderbar! Nie zuvor hatte ich mich so lebendig gefühlt, so im Einklang mit mir selbst und mit anderen. Und eigenartig: Ich hatte mich noch nie so frei und gelöst gefühlt, so befreit von Hemmungen und Unsicherheiten. Es war komisch, dass das ausgerechnet in einem Gefangenenlager passierte, aber schliesslich waren unsere Gedanken frei und liessen sich von Gefängnismauern nicht aufhalten.

Ich dachte an die Chanukka-Aufführung und trotz des kalten Windes spürte ich eine zufriedene Wärme in mir. Chanukka! Bis dahin war es immer noch gut einen Monat. Zeit genug, meine Rolle zu lernen und meinen neuen Platz in der Jugendgruppe zu geniessen.

Da war ich nun, plante über den nächsten Tag hinaus und gestattete mir den Luxus, an ein Ereignis zu denken, das in ferner Zukunft lag. Alle Vorsicht schlug ich in den wilden Novemberwind.

Kapitel 9

Den ganzen Dezember über blieb ich in dieser Hochstimmung. Die Chanukka-Aufführung war ein Erfolg. Lewis lobte mich, weil ich meinen Text fehlerfrei aufgesagt hatte, und die folgenden Tage schwebte ich wie auf Wolken. Das Leben konnte wundervoll sein – sogar in Westerbork. Ich verdoppelte meine Anstrengungen in Hebräisch, nur um Lewis zu zeigen, wie viel es mir bedeutete.

Aber das neue Jahr brachte Stürme und nassen Schnee, der die Lagerstrassen in Schlammtäler verwandelte. Eisige Winde bliesen über das Torfmoor und trieben die Leute in die miefigen, lauten Baracken, wo sie sich in der stickigen Luft drängten. Die Nässe verfolgte uns durch Fensterritzen und Türspalte. Alles, was man anfasste, fühlte sich kalt und klamm an, selbst die Betten, in denen wir doch Wärme suchten.

Auch die Nachrichten trugen nicht zur guten Stimmung bei. Es gab keinen anderen Gesprächsstoff als die Niederlagen der Alliierten. Überall schien der Krieg glücklos zu verlaufen, in Russland, in Italien, in Nordafrika. Keiner redete mehr von einer britischen Invasion. Im Augenblick schien es eher, als würde Hitler seine Prahlerei wahr machen und England erobern.

Während dieser kalten, deprimierenden Wintermonate schloss ich mich mehr und mehr Ruthie an. Während alles um uns herum mit langen, traurigen Gesichtern herumlief, schaffte Ruthie es immer noch, einen Witz zu reissen und etwas zum Lachen zu finden. Ich weiss nicht genau, wann unsere Beziehung sich zu verändern begann, wann Ruthie anfang, Annekes Platz einzunehmen. Es geschah ganz zwanglos, und auf einmal waren Ruthie und ich beste Freundinnen, vertrauten einander und teilten Geheimnisse und Ansichten. Und trotzdem war es eine seltsame Freundschaft. Wir hätten nicht verschiedener sein können in dem, was wir mochten und über was wir redeten.

Wir wären wohl niemals Freunde geworden, hätten wir nicht diesen winzigen Raum geteilt. Aber da waren wir nun, zwei Einzelkinder, die plötzlich so nahe zusammenlebten wie zwei Schwestern. Und Ruthie behandelte mich auch wie eine jüngere Schwester. Sie teilte ihre Gedanken mit mir und ging dann ihrer eigenen Wege. Ich dagegen schaute zu Ruthie auf und vertraute ihr blind, genau wie ich mich früher an Anneke angelehnt hatte.

Ruthie war beliebt, und ich beneidete sie um ihre unkomplizierte Art, mit Jungen umzugehen. Sie konnte sie erst necken oder mit ihnen herumalbern, um dann, in ein ernsthaftes Gespräch vertieft, Arm in Arm mit einem von ihnen davonzugehen. Ich schaute ihr zu und versuchte, von ihr zu lernen, wenn auch ohne grossen Erfolg. Immer wenn ein

Junge auch nur in meine Richtung schaute, wurde ich rot wie eine Tomate und wusste nicht, was ich sagen sollte.

Ruthie tat alles, mich aus meinem Schneckenhaus zu holen. «Sei doch nicht so schüchtern!», schalt sie mich. «Jungen geht es auch nicht anders, und du vertreibst sie nur, wenn du dich in ihrer Gegenwart so komisch aufführst.»

Natürlich hatte sie Recht, aber ich konnte mich nicht ändern. Ich lerne das nie, behauptete ich. Dazu muss man geboren sein.

Vielleicht nach dem Krieg, tröstete ich mich. Vielleicht wenn alles wieder normal ist und ich wieder zur Schule gehe und mit Jungen in einer Klasse bin.

«Nach dem Krieg!», höhnte Ruthie. «Willst du bis dahin warten? Wer weiss, wie lange der dauert! Jetzt bin ich fünfzehn, und ich möchte jetzt das tun, was man als Fünfzehnjährige tut. Vielleicht bin ich eine alte Jungfer, wenn der Krieg zu Ende ist. Ich erlaube es diesem Hitler einfach nicht, mich um all meinen Spass als Jugendliche zu bringen.»

Als der Winter in einen kühlen Frühling überging, nahm Ruthies lange Liste von Bewunderern ab. Plötzlich gab es nur noch einen einzigen Namen, der in unserem nächtlichen Geflüster auftauchte: Piet. Ich hatte Piet schon mit Ruthie gesehen: ein schlaksiger, sommersprossiger Rotschopf, der ihr, wie es schien, schon seit Monaten nachgelaufen war. Aber jetzt war es nur noch Piet, über den sie sprach, und nur noch Piet, der sie auf lange Spaziergänge über die Heide mitnahm.

Die «Heide» war ein Streifen ungenutzten Landes hinter der letzten Reihe der riesigen Lagerschuppen. Der Boden fiel hier steil zum Stacheldrahtzaun hin ab, sodass dieses Stück Land noch nicht zum Bau weiterer Baracken benutzt worden war. Die Heide war der einzige Fleck im Lager, auf dem etwas anderes wuchs als blasses, staubiges Gras. Im Sommer und Herbst schimmerte der steile, felsige Hang von blasslila Heidekraut. Sass man mit den Baracken hinter sich auf einem Felsen, konnte man durch den Stacheldraht über die hügelige Heide zu den dunklen Wäldern in der Ferne schauen und sich einbilden, da wäre gar kein Zaun.

Für uns war die Heide, so klein sie war, ein Garten der Liebe, ein Picknickplatz, ein Ort, die Augen schweifen zu lassen. Und wenn man dort an einem Sonntagnachmittag mit einem Jungen Hand in Hand spazieren ging, war es fast, als hätte man eine Verlobungsanzeige in die Zeitung gesetzt. Jeder sah es und wusste, was es bedeutete.

Ich versuchte, mir vorzustellen, wie ich selbst an einem Sonntag mit einem Jungen über die Heide spazieren würde – mit einem Jungen ohne Gesicht, weil es niemanden gab, den ich mir in dieser Rolle vorstellen konnte.

«Und Lewis?», stichelte Ruthie. «Warum fragst du nicht deinen Schatz Lewis, ob er mit dir in die Heide geht?»

Natürlich wurde ich knallrot! Warum musste Ruthie mich

immer mit Lewis aufziehen? Sah sie denn nicht, dass Lewis unerreichbar war, einfach ausser Konkurrenz? Lewis war nicht irgendeiner dieser pubertierenden Jungen wie Piet oder einer von Ruthies anderen Freunden. Lewis war fast zwanzig, richtig erwachsen und längst über einen Schulmädchenflirt hinaus. Ich konnte mir nicht einmal vorstellen, wie Lewis mit einem der älteren Mädchen auf der Heide spazieren ging, einem, das vom Alter her zu ihm passte. Er war einfach nicht der Typ dazu. Vielleicht konnte ich mir noch vorstellen, wie er mit mir auf der Heide sässe und mit einem Buch in der Hand geduldig mein Wissen über jüdische Geschichte prüfte. Aber ein romantisches Rendezvous? Niemals.

Ende März feierten wir Ruthies Geburtstag. Sie wurde sechzehn, und die ganze Baracke 43C scharte sich um sie, um ihr einen besonderen Tag zu beschenken.

Frau Schulmann, die rundliche und fröhliche Blockälteste, hatte es auf wundersame Weise geschafft, einen Geburtstagskuchen zu zaubern. Ihre Funktion im Lager hatte entfernt mit der Küche zu tun, und alle unterliessen es taktvoll, zu fragen, wie sie die Zutaten ergattert hatte. Es war ein winziger Kuchen, kaum mehr als ein Mund voll für jeden, aber irgendwie gross genug, dass siebzehn Kerzen darauf passten: sechzehn rosafarbene und ein weisses Lebenslicht.

«Ich werde alt», kicherte Ruthie. «Zu viele zum Ausblasen! Ich glaube nicht, dass ich das schaffe.»

Sie schloss die Augen, pustete und schaffte es.

«Mag jemand Kakao?», fragte Frau Schönheim. Zu Ehren des Anlasses hatte sie auf ihre wertvollen Reserven zurückgegriffen und auch noch Kakao und Kondensmilch gebracht – ein seltener und unerwarteter Genuss.

Ich sass angelehnt an Frau Schulmanns Bett, die Hände um den Kakaobecher geschlossen, und schlürfte langsam den süssen Trank. Irgendwo in den Tiefen meines Gedächtnisses kam eine Erinnerung auf: ich zu Hause beim Frühstück, und Tassen heissen Kakaos, die ich weggoss, weil sie eine Haut gebildet hatten und ich sie nicht mehr trinken mochte. Doch das war in einem früheren Leben.

Wir sassen auf Betten oder auf den paar Stühlen, die es hier gab, auf leeren Kisten und aufgestellten Koffern. Mit dem Kakao stiessen wir auf das Geburtstagskind an.

«Herzlichen Glückwunsch, Ruthie! Prost sechzehn!»

Ruthie nahm die Ehrungen fröhlich entgegen. «Danke, danke», sagte sie und lachte dann.

«Prost sechzehn, na prima», spottete sie. «Das Jahr meiner Emanzipation! Jetzt bin ich erwachsen, jedenfalls nach Hitler. Nicht mit dreizehn oder achtzehn oder einundzwanzig, sondern im Alter von sechzehn.»

Jeder wusste, was sie meinte. Mit sechzehn galten junge Leute als unabhängig von ihren Eltern. Sie konnten allein deportiert werden, waren nicht mehr geschützt, gleich welche Art Aufschub den Eltern auch gewährt wurde. Es war

ein bitterer Einwurf, und er zerstörte die flüchtige Illusion, dies hier sei eine normale, fröhliche Geburtstagsfeier.

«Das ist nicht ganz die Sechzehnerparty, die ich mir für Ruthie vorgestellt hatte», flüsterte Ruthies Mutter meiner Mama hinüber. «Hast du's gut, dass Rosemarie nächsten Monat erst fünfzehn wird.»

Eben noch hatte ich Ruthie darum beneidet, dass sie diesen markanten Meilenstein Sechzehn erreicht hatte, und plötzlich hatte ich das Gefühl, Glück zu haben. Ruthie sass im Schneidersitz auf dem Boden und begutachtete ihre Geschenke, Krimskrams, den die Schenkenden in ihrem kargen Besitz gefunden und für sie eingepackt hatten: einen Schal, einen Taschenkamm, ein Haarband, ein paar Äpfel und, das Allerbeste, eine Tafel Droste-Schokolade. Die war ein Geschenk von Piet, der auch gekommen war und jetzt mit ihr diesen Augenblick genoss. Der erste Schatten von blondem Flaum zeigte sich auf seiner Oberlippe und seinen Wangen.

Wie glücklich Ruthie aussieht, dachte ich. Und verändert. Als ob die eine zusätzliche Kerze auf dem Kuchen sie dem Erwachsensein plötzlich viel nähergebracht hätte. Sie schien mir zu entgleiten, fort in einen Lebensabschnitt, bei dem es um Liebe und Verantwortung, auch um Heirat ging.

Alle in diesem Raum ausser mir und dem grossen, dünnen Fräulein Hartung waren zu zweit. Fräulein Hartung war schon weiss Gott wie lange eine alte Jungfer und wahr-

scheinlich daran gewöhnt. Aber was war mit mir? Würde ich eines Tages so werden wie sie?

Zu Hause, in normalen Zeiten, hätte ich mir über solche Dinge wahrscheinlich noch keine Gedanken gemacht. Schliesslich war ich noch nicht ganz fünfzehn – mein Gott, noch so viel Zeit, über Rendezvous und Heiraten nachzudenken! Aber hier hatte etwas von Ruthies Eile auf mich abgefärbt. Es war kaum abzusehen, was die Zukunft bringen würde. Woher sollte man wissen, wie es in jenen Lagern in Polen aussah, ob man da die Möglichkeit hatte, Jungen zu treffen oder etwas über die Liebe zu lernen. Vielleicht war das Einzige, was vor uns lag, Sklaverei, jahraus, jahrein...

Aber ich wollte solche lähmenden Gedanken nicht zulassen. Natürlich würde eines Tages meine Zeit kommen. Irgendwann musste der Krieg zu Ende gehen und die Alliierten würden uns retten kommen. Lange konnte es nicht mehr dauern, der Krieg ging ja nun schon über Jahre.

Um mich herum war die Geburtstagsfeier immer noch in vollem Gange. Jeder lachte und war fröhlich. Ich stand auf und schlängelte mich durch das Gewirr von Beinen und Körpern auf die andere Seite des Zimmers, wo Papa sich auf einem Koffer niedergelassen hatte. Ich lehnte mich an ihn, er legte seinen Arm um mich und ich fühlte mich geborgen, warm und sicher. Ich brauchte mir noch keine Sorgen über Jungen und Erwachsensein zu machen, noch nicht.

Kapitel 10

An Ruthies Party hatte zum letzten Mal in diesem Frühling gute Stimmung geherrscht. Nicht dass man nicht versucht hätte, über Hoffnung zu reden. Der Frühling mit seinen längeren Tagen und hellem Sonnenschein brachte Hoffnung, auch nach Westerbork. Doch das Schlimme war, dass jede Nachricht über deutsche Verluste, über Einbussen an Waffen und Transportmitteln, von den allwöchentlichen Deportationen widerlegt schien. Eine Nation, die Niederlagen auf dem Schlachtfeld zu erleiden und Luftangriffe zu ertragen hatte, hätte sich doch dringlicheren Problemen zuwenden müssen, als die besetzten Länder von den letzten noch verbliebenen Juden zu «säubern».

Aber die Züge rollten weiter und immer neue Leute kamen aus Amsterdam oder anderen Städten, so schnell, wie die Sicherheitspolizei sie aufspüren und einkassieren konnte. Manchmal dachte ich, dass der Nachschub an Juden schon längst hätte zu Ende sein müssen, doch die Gestapo schaffte es, immer neue Opfer zu finden. Sie wurden auf der Strasse verhaftet, zu Hause abgeholt oder aus ihren Verstecken gezerrt. Und jetzt schienen die Transportlisten jedes Mal auch bekannte Namen zu enthalten. Nicht wenige von

uns hatten immer noch Freunde oder Verwandte in Amsterdam oder sonst «da draussen».

Aber wer bis jetzt noch nicht aufgetaucht war, war Oma. Mama sorgte sich die ganze Zeit um sie und ich nicht weniger. War es wirklich möglich, dass sie den Razzien bis jetzt entkommen war? Es wäre ein Wunder. Aber ihr Glück konnte kaum länger anhalten. Sie musste in den nächsten Tagen kommen. Und was würden wir dann tun?

Immer wenn während der Arbeit wieder ein neuer Schub Menschen in die Transitbaracken kam und ich eine zierliche, weisshaarige Frau erblickte, stand mein Herz für einen Augenblick still. Oma!, dachte ich. Aber stets war es jemand anders.

Konnte es sein, dass man sie vergessen hatte?, fragte ich mich. Sie lebte allein in dieser Pension. Es wohnten jetzt keine anderen Juden mehr dort. Aber tief in meinem Herzen wusste ich, dass ich mir etwas vormachte. Die Gestapo vergass niemanden.

Mama fing wieder an, über die südamerikanischen Pässe zu reden. Lisa hatte uns wissen lassen, dass die Sache mit den Pässen in Arbeit wäre. Es wäre nur eine Frage der Zeit. «Aber wir haben keine Zeit», seufzte Mama. «Wenn Oma vor den Pässen kommt, gibt es nichts, was ich tun kann, um sie hier zu behalten.»

Doch eines Tages, als ich gerade grosse Brotlaibe in Einzelrationen schnitt, platzte Mama in das Barackenbüro. Ich sah ihr Gesicht und wusste augenblicklich, dass etwas passiert war.

«Ich habe gerade erfahren, dass Oma hier ist. Sie ist im Moment mit einer Gruppe älterer Leute bei der Registrierung.»

Ehe ich noch antworten konnte, war Mama wieder weg. So schnell, dass ich mich fragte, ob ich geträumt hatte. Ich stand da, mein Messer über dem nächsten Brotlaib, und alles, was ich denken konnte, war: Oma...Oma... Oma...

Dann kam Frau Weiss und ich ging wieder an die Arbeit. In Westerbork waren schon viele Grossmütter angekommen und wieder gefahren. Es war nichts, worüber es sich lohnte, ein Wort zu verlieren.

Ich sah Oma später am Nachmittag. Sie kam mir kleiner und älter vor, als ich sie in Erinnerung hatte. War es möglich, dass es weniger als ein Jahr her war, seit wir sie das letzte Mal gesehen hatten? Die angespannten, sorgenvollen Monate allein in Amsterdam hatten ihren Tribut gefordert.

Mama hatte für Oma ein Bett in den Altersbaracken nahe der Krankenstation ergattert. Sie waren weniger überfüllt als die eigentlichen Transitbaracken und es gab Doppel- anstelle von Dreierstockbetten.

Nachdem fürs Erste Erschöpfung und Schreck überwunden waren, schien Oma erstaunlich gefasst. Im Augenblick war sie einfach glücklich, uns wiederzusehen.

«Aber ich werde sie nicht hierbehalten können», sagte Mama später am Abend und weinte. «Nächsten Dienstag muss sie noch nicht fort, die Listen sind schon voll. Aber

übernächste Woche machen sie einen Sondertransport für die Alten. Und dann gibt es nichts mehr, was ich für Oma tun kann.»

Oma selbst war viel gelassener als meine Eltern und ich. Immer wenn ich einen Moment Zeit hatte, schaute ich bei ihr vorbei, und jedes Mal sass sie mit einem Lächeln im Gesicht und dem Strickzeug in den Händen auf ihrem Bett. Dann rollte ich mich an einem Ende ihres Bettes zusammen, und wir redeten und redeten, während Oma unablässig an einem neuen Pulli für mich strickte. Die Wolle dafür hatte sie von alten Sachen aufgeribbelt.

Es war Oma, die mich lehrte, das Leben als ein Abenteuer zu betrachten und mich nicht meinen Ängsten zu überlassen. Oma weigerte sich, Angst zu haben.

«In meinem Alter, Rosie, kann dir längst nicht mehr so vieles Angst machen wie in jungen Jahren. Selbst der Tod verliert allmählich seinen Schrecken. Es gibt sogar Zeiten, in denen er, wenn man alles berücksichtigt, eine vernünftige Alternative scheint. Ich habe ein schönes Leben gehabt, habe Kinder aufgezogen, sie aufwachsen sehen... »

Sie hielt inne, beugte ihren Kopf über das Strickzeug und zählte die Maschen.

«So hat es auch dein Grossvater gesehen», fuhr sie fort. «Dein Grossvater hatte einen ausgeprägten Willen. Als die Nazis Österreich an Deutschland ‚anschlössen‘ und klar wurde, dass wir fliehen mussten, hat er sich schlicht gewei-

gert, darüber nachzudenken. Er sei zu alt, um in einem fremden Land das Leben von vorn zu beginnen. Wenn sie ihn nicht so leben liessen, wie er wollte, mochte er überhaupt nicht leben. So legte er sich ins Bett und starb buchstäblich aus eigenem Willen. Eigentlich war er nicht krank, aber eine Woche später war er tot: im Schlaf gestorben. Und das hatte er so gewollt.»

Die Erinnerung liess Omas Augen feucht werden. Doch einen Augenblick später lächelte sie mich an.

«Natürlich bin ich anders», beteuerte sie. «Ich bin viel zu neugierig auf das Leben, um es freiwillig aufzugeben. Jeden Tag geschieht so viel Interessantes. Neues und Unerwartetes lauern hinter jeder Ecke. Selbst das Schlimme ist auf seine Weise interessant. Du musst nur so tun, als ob du es von aussen betrachtest.»

«Aber wie machst du das?», erregte ich mich. «Wie kannst du so ruhig bleiben, wo alle im Lager halb krank vor Angst und Sorge sind? All diese Ungewissheit, die Aufregung, weil niemand weiss, was einen am Ziel der Züge erwartet: Für mich ist das kein Abenteuer, es ist ein Albtraum!»

«Aber würden meine Sorgen irgendetwas ändern?» Oma schüttelte den Kopf. «Es hat nur Sinn zu kämpfen, wenn man dadurch etwas bewirken kann. Manchmal muss man sich wehren und manchmal nachgeben. Und Gelassenheit ist etwas, das du in dir selbst finden musst. Sie ist in jedem von uns. Du musst nur lernen, sie zu finden. Sie ist ein Ort,

an den man sich zurückzieht, wenn draussen der Sturm tobt. Wie das ruhige, unbewegte Auge des Orkans. Und da, tief drinnen, kann dich der Sturm nicht erreichen.»

Sie nahm meine Hand zwischen ihre.

«Wenn ich mich überhaupt Sorge», sagte sie, «dann Sorge ich mich um dich. Es ist schwer, in solchen Zeiten jung zu sein. Die Jungen tragen die Verantwortung für die Zukunft auf ihren Schultern. Wenn man alt ist, hat man sein Teil beigetragen. Dann ist es egal.»

Sie wandte sich wieder ihrem Strickzeug zu und ich ging, verwirrt, aber auf eine seltsame Art getröstet. An der Tür schaute ich mich um und sah sie immer noch über ihre Arbeit gebeugt auf der Kante ihres Feldbettes sitzen, eine kleine Insel heiterer Gelassenheit mitten im Chaos der Baracken. Wie lange, fragte ich mich, dauerte es wohl, diesen Frieden in sich selbst zu finden? Oma war über siebzig. Sie hatte viel Zeit gehabt zu suchen. Ich aber brauchte die Antwort jetzt. Nicht in vierzig, fünfzig Jahren.

Eigentlich hatte ich Oma mit meinen Besuchen aufheitern und trösten wollen, schliesslich war sie diejenige, die gehen musste. Aber es lief ganz anders. Ich stellte fest, dass ich es war, die Oma ihr Herz ausschüttete. Meine Eltern waren zu beschäftigt, viel zu beunruhigt, um sich um meine kleinen Sorgen zu kümmern. Oma hingegen schien alle Zeit der Welt zu haben, mir zuzuhören, mich zu trösten und mir Ratschläge zu geben. Sogar jetzt, da ich wusste, dass die Tage

unseres Zusammenseins gezählt waren, schienen unsere Gespräche zeitlos.

Sie hörte mir zu und hin und wieder erzählte sie mir etwas. Redete über alles. Stück für Stück ihrer Weisheit reichte sie mir weiter. Als ob sie alles in diese letzte kurze Spanne unseres Zusammenseins packen wollte.

Wir redeten auch wieder über den Tod, denn der Gedanke an den Tod liess sich hier im Lager nicht verdrängen. Er wurde nicht oft ausgesprochen, aber auch nie vergessen. In den Baracken der Alten war der Tod ein alltäglicher Gast und unausgesprochen und schwer hing die Frage in der Luft: Kann einer das bevorstehende Grauen überleben?

«Hab keine Angst vor dem Tod, Rosie!», sagte Oma. «Der Tod ist schwer für die Hinterbliebenen. Aber die Toten bemitleide nicht! Wer weiss, was sie erwartet. Friede und Vergessen, Erlösung von Schmerz, vielleicht sogar ein neues Abenteuer: eine andere Art Existenz, die man erkunden und geniessen kann.»

Oma prüfte ein paar Maschen und fuhr dann fort, ohne mich anzuschauen.

«Wenn meine Zeit gekommen ist, Rosie, versprich mir, dass du dich daran erinnerst, dass ich immer neugierig auf das war, was auf der anderen Seite liegt. Für mich wird das ein neues Abenteuer sein.»

«Aber du wirst nicht sterben!» Tränen stiegen mir in die Augen.

Oma lächelte.

«Das liegt nicht in meiner Hand», sagte sie ruhig.
«Da gibt es höhere Mächte.»

Meinte sie Gott? Oder die Deutschen? Ich war mir nicht sicher.

Ein anderes Mal sprachen wir über das Alleinsein. Meine Freundin Julie aus der jüdischen Schule war erst kürzlich durch Westerbork geschleust worden. Man hatte sie in ihrem Versteck gefunden und sie war ohne Eltern gekommen und allein deportiert worden.

Das hätte auch mir passieren können, fiel mir ein. Was wäre gewesen, wenn meine Eltern mich damals in Amsterdam nicht geholt hätten? Vielleicht hätte man auch mich in einem Versteck gefunden und allein nach Polen geschickt.

«Das könnte ich nicht aushalten», sagte ich zu Oma.

«Allein sein ist schwer», stimmte Oma zu. «Aber eines Tages wirst du erkennen, dass wir auf unserem langen Weg alle allein sind. Gebe Gott, dass du das nicht erfahren musst, bevor du alt genug und bereit dazu bist.» Oma streichelte meine Hand. «Ich habe Vertrauen in dich, Rosie. Ich bin sicher, dass du mit allem, was das Leben dir bringt, fertig wirst.»

Ich konnte nur hoffen, dass Omas Vertrauen gerechtfertigt war. Ich selber war mir da nicht so sicher.

Und dann war die Zeit mit Oma zu Ende, weil der Transporttermin gekommen war. Es sollte zu einem Lager in der Tschechoslowakei gehen, nicht nach Polen.

«Man sagt, Theresienstadt sei wie eine richtige Stadt, mit

Wohnblocks und so», sagte Mama am Tag vor Omas Abreise. «Vielleicht ist es besser als Westerbork.»

Wir klammerten uns an diese Hoffnung. Wir weigerten uns, daran zu denken, dass es nicht wahr sein könnte.

Und wieder war es Oma, die uns tröstete.

«Macht euch keine Sorgen um mich», sagte sie, «ich konnte in Amsterdam auf mich aufpassen, ich werde es auch jetzt schaffen.»

Sie kramte in ihrer Reisetasche und zog den Schal heraus, den sie in den letzten Tagen für mich gestrickt hatte.

«Du musst ihn selber fertig machen, Rosie», sagte sie. «Noch zwanzig Reihen, das ist genug. Dann wird er dir zweimal um den Hals reichen.»

Ohne hinzuschauen, langte ich nach dem Bündel roter und blauer Wolle und versuchte, die Tränen in meinen Augen zu verbergen. Aber vor Oma konnte man nichts verstecken.

«Nicht weinen, Rosie!», sprach sie auf mich ein. «Es gibt immer Zeiten der Trennung im Leben. Und wenn die Zeit gekommen ist, nützt es nichts zu weinen und zu klagen. Wenn alles gut geht, werden wir wieder zusammen sein. Nach dem Krieg. Bis dahin sei tapfer und mach das Beste aus jedem Tag!»

Aber dieser Abschied war für mich ein Abschied zu viel. Die Vorstellung ertrug ich nicht: Oma im Zug, eingezwängt in Dunkel und Gestank, mit einer Menge Fremder, die nur

auf sich selbst bedacht waren. Würde sie die Fahrt überhaupt überstehen? Das war schon schwer genug für die Jungen und Kräftigen! Und dann Oma!

Mama zuliebe verbarg ich Sorgen und Ängste. Sie nutzte ihre offizielle Stellung, um Oma zum Zug zu begleiten. Ich weiss nicht, wie sie es aushalten konnte, bis ganz zum Schluss bei Oma auszuharren. Ich hatte nicht einmal den Mut zu fragen, wie der Abschied gewesen war.

Kapitel 11

Danach sprachen wir nicht mehr über Oma. Mama redete nicht einmal mehr über die südamerikanischen Pässe. Sie schienen ihr jetzt gleichgültig.

Zum ersten Mal seit Monaten wandte ich mich wieder meinem Notizbuch zu. Ich wollte der Wirklichkeit entkommen: Wenn ich mein Hirn Verse schmieden liess, konnte es nicht an Oma denken.

Auch Ruthie half. In Ruthies Nähe konnte man nie lange traurig sein. Sie hatte jetzt eine neue Arbeit im Lagerkrankenhaus und machte dort Botengänge für den Chefarzt. Stets war sie voller Geschichten über das, was dort passierte. In meiner freien Zeit hängte ich mich an Ruthie und war glücklich, wenn sie Vorschläge machte, was wir tun sollten. Warum konnte ich nicht so wie Ruthie sein? Das Leben wäre so viel einfacher. Ruthie brütete nie über Dinge, die sie nicht ändern konnte. Dazu war sie viel zu beschäftigt.

Doch eines Tages kam ich in unseren Raum und fand Ruthie ausgestreckt auf dem Bett, den Blick starr an die Decke geheftet. Sie schien nicht einmal mein Kommen gehört zu haben, denn sie rührte sich nicht, bis ich sie ansprach. Dann setzte sie sich auf und schaute mich verstört und um Fassung ringend an.

«Ich fahre mit dem nächsten Transport», sagte sie.

«Jetzt ist es passiert! Sie haben lauter Jugendliche einberufen, die nicht mehr unter den Aufschub der Eltern fallen.»

Ich war entsetzt.

«Irgendetwas wird geschehen», rief ich, «jemand wird dir helfen. Was ist mit deiner Arbeit? Können sie nichts für dich tun? Sie versuchen es garantiert!»

Der Chefarzt war ein einflussreicher Mann, und ich wusste, dass er Ruthie schätzte. Keine Frage, dass er zu helfen versuchte.

Ruthie schüttelte den Kopf.

«Ich habe ihn schon gefragt», sagte sie. «Er kann nichts tun. Es trifft die ganze Gruppe. Immerhin werde ich Gesellschaft haben. Piet ist auch dabei.»

Ich dachte an Ruthies Geburtstagsfeier und wie übermütig sie ihr Schicksal vorausgesagt hatte. Nur ein paar Monate und aus ihrem Scherz war bittere Wahrheit geworden.

Dieser Augenblick fassungslosen Schweigens auf ihrem Bett war der einzige Moment der Schwäche, den sie sich erlaubte. Danach war sie unglaublich gefasst.

«Ich werde nicht allein sein», tröstete sie ihre Mutter, die es kaum ertragen konnte. «Piet fährt auch, und es macht mir nichts aus zu fahren, solange wir zusammen sind. Er wird schon auf mich aufpassen.»

Da hatte ich meine Zweifel. Piet war zu schüchtern und zurückhaltend, als dass er den grossen Beschützer spielen konnte. Wahrscheinlicher würde Ruthie für sie beide sorgen

müssen, aber solange Piets Gegenwart Ruthie Halt gab, hütete ich mich davor, das auszusprechen.

Mama und ich halfen Ruthie, sich reisefertig zu machen. Ihre Mutter schien vor Gram wie gelähmt. Doch Ruthie erledigte fast alles selber. Sogar jetzt fand sie Anlässe zu Witzen. Die dumpfe Schicksalsergebenheit, die ich so oft in den Transitbaracken erlebt hatte, war nicht Ruthies Sache. Sie schien zuversichtlich, ihr Schicksal meistern zu können.

«Unkraut vergeht nicht», lachte sie. Als wir uns am letzten Abend umarmten, hatte sie dennoch Tränen in den Augen. Aber zu viel Ernst war gegen ihre Natur.

«Denk daran, was ich dir über Jungen gesagt habe, Rosie!» Sie versuchte, durch ihre Tränen zu lächeln. «Ich möchte nur Gutes von dir hören, wenn wir uns wiedersehen.»

Nach Ruthies Abtransport schien Westerbork leer und diese Leere war in mir. Es hatte so lange gedauert, die Lücke zu füllen, die Anneke in meinem Leben hinterlassen hatte. Und jetzt konnte auch die Jugendgruppe meine Gedanken nicht mehr ablenken. Auch sie brach auseinander. Die Wirklichkeit war in unsere kleine Scheinwelt eingebrochen, die Transporte forderten ihre Opfer.

Ich ging zu den Treffen und tat, als nähme ich an allem, was die anderen machten, teil, aber die Hälfte der Zeit hörte ich kaum zu. Ich war in Gedanken bei Oma oder Ruthie oder

bei anderen Freunden, die in der Vorhölle, genannt Polen, verschwunden waren.

Und so hätte ich beinahe Lewis' wichtige Mitteilung verpasst, wenn nicht jeder um mich herum die Luft angehalten und angefangen hätte zu protestieren.

Lewis hatte uns gerade mitgeteilt, dass er sich freiwillig für den nächsten Transport gemeldet hatte. Eine ganze Gruppe seiner Schützlinge sollte fort, und er hatte sich entschieden, mitzugehen.

«Sie brauchen mich mehr als ihr, die ihr hierbleibt», erklärte er. «Vielleicht können wir in einem dieser polnischen Lager auch eine Jugendgruppe gründen. Wir fangen damit an, und dann funktioniert sie schon, wenn der Rest von euch kommt.»

Der Rest von uns! Nun zweifelte nicht einmal mehr Lewis daran, dass früher oder später jeder aus Westerbork fortmüsste.

Ich konnte es nicht glauben. Lewis konnte uns doch nicht einfach verlassen! Er konnte sich doch nicht allen Ernstes freiwillig für diese Reise ins Ungewisse gemeldet haben! Ohne Lewis würde die Jugendgruppe niemals funktionieren! Es waren sein Enthusiasmus und sein Eifer, die uns in einer sinnlosen Welt Sinn gegeben hatten.

Für Lewis war es selbstverständlich, dass wir weitermachen.

«Joshua wird meinen Platz als Gruppenführer übernehmen», sagte er. «Ich bin sicher, dass ihr mit ihm genauso begeistert arbeiten werdet wie mit mir. Und natürlich erwarte

ich, dass ich euch nach dem Krieg in Jerusalem wiedersehe!»

Wir drängten uns um ihn, schüttelten seine Hand und erwiderten sein zuversichtliches «Shalom». Aber ich bezweifelte, dass irgendeiner von uns seinen Glauben an ein baldiges Wiedersehen wirklich teilte. Und wenn wir vor seinen Augen nicht zu weinen anfangen, dann nur, weil wir ihn nicht enttäuschen wollten.

Wie oft hatte Ruthie mich mit meinen Gefühlen für Lewis aufgezogen. Jetzt sah ich zum letzten Mal in diese strahlend blauen Augen und auf einmal war ich ganz verwirrt. Was fühlte ich für Lewis? Könnte Ruthie am Ende Recht gehabt haben? Hatte ich ihn etwa geliebt, ohne zu verstehen, was ich empfand?

Ich stand da und versuchte, meine Gefühle zu sortieren. Woher wusste man, ob man verliebt war? Was sollte man da eigentlich fühlen? Spürte ich für Lewis das gleiche wie Ruthie für Piet? Wie dumm, wenn ich Lewis die ganze Zeit geliebt hätte und das erst an genau dem Abend merkte, als er das Lager verliess!

Ich wollte meine Gedanken und Gefühle mit jemandem teilen, aber es gab niemanden, mit dem ich sie hätte teilen können. Oma hätte mich vielleicht in ihrer Weisheit getröstet. Mama hätte mich vielleicht umarmt und mich weinen lassen. Aber wie hätte ich jetzt zu ihr gehen können, in ihrem eigenen Kummer über den Abtransport so vieler Freunde?

Ruthie, sie hätte mich verstanden. Sie hätte Mitgefühl ge-

habt. Ach, wenn ich doch nur in unsere Baracke laufen und Ruthie alles erzählen könnte!

Jetzt, zum ersten Mal seit den ersten Wochen im Lager, wurde Westerbork wirklich ein Gefängnis für mich. Der Lärm, die Gerüche, die hässlichen Baracken und die unerbittliche Umzingelung durch die Stacheldrahtzäune brachen über mich herein. Wo war ich all die Zeit gewesen, dass ich nicht wahrgenommen hatte, wie widerwärtig und bedrückend Westerbork wirklich war?

«Du wirst erwachsen, Rosie», sagte Mama, als ich es ihr erzählte. «Du hast deinen Kopf in den Sand gesteckt, hast es nicht sehen wollen.»

Mag sein, ich wurde wirklich erwachsen. Immerhin war ich fünfzehn, kein Kind mehr. Aber es war nicht der Kopf im Sand gewesen, der bislang verhindert hatte, dass ich die Wahrheit erkannte. Es waren Menschen gewesen, die Menschen um mich herum. Es waren Freunde wie Ruthie und Lewis gewesen, die mir Westerbork erträglich gemacht hatten. Und jetzt stand da nichts mehr zwischen mir und den abscheulichen Zäunen.

Die Tage krochen dahin.

Das neue Jahr begannen wir mit ein wenig Hoffnung. Vielleicht würde 1944 ein besseres Jahr werden. Vielleicht würde es Frieden und Befreiung bringen.

Eines Tages wurde Papa in die Registratur gerufen. Ein grosser, offiziell aussehender brauner Umschlag war von ei-

nem Kurier aus Amsterdam zugestellt worden. Papa brachte ihn zu uns und wir öffneten ihn gemeinsam. Er enthielt die südamerikanischen Pässe, um die Mama die ganze Zeit gebetet hatte.

Es waren vier Pässe, je einer für uns und einer für Oma. Aber Omas war zu spät gekommen. Mama schob sie zur Seite. Sie wollte nicht einmal darüber reden. Jetzt nicht mehr, wo Oma schon fort war.

Aber sie durfte sie nicht lange einfach abtun. Anfang Januar gab es plötzlich viel Gerede über die südamerikanischen Pässe. Die «Südamerikaner» kämen in ein spezielles Internierungslager, wo sie für einen eventuellen Austausch gegen Deutsche aus Lateinamerika bereitgehalten würden.

Einen Moment lang sah ich einen Funken Hoffnung in Mamas Augen aufblitzen.

«Ja, es wäre schon schön...», sagte sie gedehnt. Aber ihre frühere Energie war verschwunden.

Papa zuckte mit den Schultern.

«Ein Gerücht mehr», sagte er.

Ich versuchte, mir vorzustellen, was ein Austausch nach Südamerika bedeuten würde. Das Ende der Gefangenschaft? Freiheit? Es überstieg meine Vorstellungskraft. Meine Gedanken waren so lange hinter Stacheldraht eingesperrt gewesen, dass ich mir ein normales Leben kaum mehr vorstellen konnte. Schon gar nicht an einem Ort, der so fremd und so weit weg war wie Südamerika.

Und doch erwies sich das Gerücht als wahr. Fünf Tage

wurde der Südamerikatransport offiziell bekanntgegeben. Es kam ein richtiger Personenzug, um uns an einen Ort namens Bergen-Belsen zu bringen. Ein Austauschlager, sagten die Deutschen. Der Zug bestand aus alten, klapprigen Drittklasse-Waggonen. Doch was für ein Luxus im Vergleich zu den Viehwagen!

Bei ihrem Anblick dachte ich an Oma, wie sie in einem dieser Viehtransporte gefahren war. Und Ruthie. Und all die anderen. Warum wir?, fragte ich mich, und ich fühlte mich froh und schuldig zugleich. Als wir in den Zug stiegen, hatten wir keinen anderen Gedanken, als dass Oma nicht dabei war. Dass wir Westerbork verliessen, spielte beinahe keine Rolle.

Ich guckte noch zwei Mal in meinen Rucksack, ob ich auch meine Notizbücher mitgenommen hatte. Vielleicht kämen ja einmal Zeiten, in denen ich sie wieder brauchen würde, egal wo wir hinführen.

III. Bergen-Belsen Januar 1944 – Januar 1945

Kapitel 12

Der Zug hatte lange gestanden. Wir warteten im Dunkel der voll gestopften Abteile. Wozu der Aufenthalt? Warum ging es nicht weiter? Draussen war nichts zu sehen ausser im Mondlicht glänzendem Schnee, der sich in der Ferne verlor. Hier und da die kahlen Umrissse eines Baumes oder die einer Gruppe schneebedeckter Büsche, die die weite Leere der Landschaft nur noch unterstrichen.

«Die Lüneburger Heide», flüsterte jemand. «Es kann nicht mehr weit sein. Das Lager soll in der Nähe von Celle sein, mitten in der Heide.»

Wir warteten weiter. Ich schmiegte mich eng an Mama, in dem ungeheizten Zug nach Wärme suchend. Auch die anderen drängten sich dicht zusammen. Solange der Zug gefahren war, hatte ich die Kälte nicht so gespürt, aber jetzt, da wir stundenlang hier in der Dunkelheit standen, fühlten wir den eisigen norddeutschen Winter.

Plötzlich stiess die Lokomotive Dampf aus. Langsam begann der Zug, sich vorwärts zu bewegen, um sogleich wieder anzuhalten: Wir waren da. Vor unserem Fenster lagen die schneebedeckten Bahnsteige eines Bahnhofs. Offensichtlich hatten wir den Grossteil der Nacht unmittelbar davor gewartet.

Der Bahnhof schien gespenstisch leer. Doch plötzlich erwachte er zum Leben. Trotz des kriegsbedingten Verdunklungsgebots gingen die grossen Bahnhofslichter an und warfen breite Lichtkegel auf den festgetretenen Schnee.

Ich hörte laute Stimmen, dann sah ich Deutsche, SS-Männer in Stiefeln und Ledermänteln. Einige von ihnen hielten Bluthunde an kurzen Leinen.

«Raus, raus, aussteigen! Macht schnell! Alle raus aus dem Zug!»

Die Stimmen waren rau, der Ton bedrohlich. War dies das spezielle Internierungslager, das man uns versprochen hatte? Wir sahen uns an und wagten nicht zu fragen.

Ich taumelte aus dem Zug, steif von der langen Fahrt in gedrängter Enge. Hinter mir fiel ein alter Mann fast die steilen Stufen hinunter. Papa fing ihn auf und half dann einer jungen Frau, die unter dem Gewicht ihres schlafenden Kindes Mühe hatte, das Gleichgewicht zu halten. Jemand begann, Gepäck aus den Fenstern zu werfen, um den Zug so schnell wie möglich zu entladen. Rucksäcke, Bettlaken, Handtaschen landeten auf dem Bahnsteig, alles durcheinander. Ich wühlte nach meinen Habseligkeiten wie alle anderen. Es waren die letzten Besitztümer, die uns noch geblieben waren.

«Sachen hierlassen, ihr kriegt sie im Lager wieder», befahl ein Uniformierter. «Alte und Frauen mit Kleinkindern können auf dem Gepäckklaster mitfahren. Der Rest geht zu Fuss!»

Ich sah die an der Strasse ausserhalb des Bahnhofs aufgereihten Laster. Gefangene in Sträflingskleidung luden das Gepäck auf.

Wir begannen, uns aufzuteilen: Wer fahren durfte, ging zu den Lastwagen, einige mit ihren schreienden Kindern auf dem Arm. Papa, Mama und ich traten mit den anderen zum Fussmarsch ins Lager auf der Strasse an.

«Hoffentlich ist es nicht zu weit», flüsterte ich Papa zu. Ich fühlte mich schrecklich steif. Wir drei hatten uns entschieden, die Rucksäcke selbst zu tragen. Von unserem wichtigsten Besitz wollten wir uns nicht trennen.

«Wenn sie die alten Leute fahrenlassen, ist es wahrscheinlich ein langer Marsch», sagte Papa. «Aber nach den vielen Stunden im Abteil ist es gar nicht so schlecht, die Beine zu bewegen.»

«Vorwärts, vorwärts», befahl ein SS-Mann ungeduldig. Wir gingen los, eine lange, ungeordnete Menschenreihe, die sich durch tiefen Schnee die Allee entlangschleppte.

Ich ging und atmete die frische, kalte Luft. Es tat meiner Lunge gut, nach dem abgestandenen Mief im Zug. Es erinnerte mich an Skiferien in schneebedeckten österreichischen Wintersportorten. Aber ich brauchte nur zur Seite zu schauen, um zu wissen, wo ich war. Die deutschen Wachen in ihren Ledermänteln gingen zu beiden Seiten der Kolonne und ihre grossen schwarzen Hunde zerrten an den Leinen.

Die Hunde waren so mager, dass ich mich fragte, wann sie wohl zum letzten Mal gefüttert worden waren. Unruhig sprangen sie umher, wie dunkle, drohende Schatten.

Stumm bewegte sich die Kolonne vorwärts. Die Angst verschloss uns den Mund. Ich lauschte dem Knirschen unserer Füße im Neuschnee, dem Hecheln der Hunde und den groben Kommandos der Deutschen, wenn jemand zurückfiel.

Die Äste der hohen Bäume bildeten einen Tunnel über der Strasse und versperrten die Sicht zum Himmel. Ab und zu nur erlaubten sie einen flüchtigen Blick auf ein Stück bleifarbenen Himmels, und ich wusste, dass der Morgen nahte.

Die Riemen schnitten mir in die Schultern. Mit jedem Schritt wurde der Rucksack schwerer. Ich zog mit meinen Händen an den Gurten, um die Last für den Augenblick zu erleichtern, aber dabei verlor ich das Gleichgewicht und geriet aus der Reihe. Einer der Hunde stürzte sich auf mich. Ich spürte seinen heißen Atem in meinem Gesicht und hörte sein bedrohliches Knurren neben meinem Ohr. Papa riss mich am Arm zurück.

«In der Reihe bleiben», brüllte die Wache. «Bewegt euch, wir haben nicht den ganzen Tag Zeit!» Er zog den Hund an der schweren Kette zurück und tätschelte den Kopf der Bestie. «Braver Hund, Siegfried. Pass auf!»

Mit weichen Knien ging ich weiter, Papas beruhigende Hand an meinem Ellenbogen.

«Halt noch ein bisschen aus», flüsterte er. «Es kann nicht

mehr weit sein.» Und dennoch schien es endlos, Schritt für Schritt, während die Nacht allmählich zum Tag wurde.

Die Sonne stand hoch am Himmel, als wir endlich das Ende der langen Strasse erreichten. Vor mir glitzerten die schneebedeckten Dächer des Lagers in der Sonne. Die Wache, mit Helm und langem grauem Uniformmantel, öffnete das schwere Tor. Zu beiden Seiten erstreckten sich die Stacheldrahtzäune.

Ich lief auf der breiten, ungepflasterten Strasse, die das Lager zu teilen schien. Rechts und links markierte Stacheldraht einzelne Sektionen des riesigen Komplexes. Käfige im grossen Käfig, dachte ich. Menschen bewegten sich in den verschiedenen Zonen, einige lehnten an den Zäunen und starrten uns an. In einem Teil standen Männer in gestreifter Häftlingskleidung, in einem anderen Männer und Frauen in Überresten zerlumpter Uniformen.

«Wahrscheinlich Kriegsgefangene», flüsterte Mama hinter mir, «Russen.»

Ich antwortete nicht. Ich konnte nicht fassen, was ich sah: War das hier das Speziallager, von dem die Rede gewesen war? Der Ort, von dem aus wir vielleicht nach Südamerika kommen sollten?

Die Lagerstrasse fand kein Ende. Überall sah ich endlose Reihen von Baracken aus rohem Holz. Weder Bäume noch Sträucher belebten die kahlen Lücken zwischen den Gebäuden. Eine bedrohliche Stille hing über dem Ort.

Schliesslich wurden wir durch ein weiteres Tor in eine enge Einfriedung geführt. Sie bestand nur aus zwei Baracken, eine für Männer und eine für Frauen. Vor ihnen waren unsere Koffer, Bettzeug und Bündel im Schnee gestapelt. Ich entdeckte meine Sachen rasch und nahm sie mit.

Wir fanden die Frauen und Kinder, die mit dem Lastwagen gekommen waren, in den Frauenbaracken. Die alte Frau aus unserem Abteil umarmte mich, als ob wir jahrelang getrennt gewesen wären. Einige hatten ihre Habseligkeiten schon gefunden und Decken über die immer gleichen alten und schmutzigen Strohmattatzen gebreitet.

Mama und ich fanden zwei benachbarte Schlafplätze auf den unteren Betten und liessen uns darauffallen. Wir waren zu erschöpft, um jetzt den Rest unseres Bettzeuges zu suchen oder gar auszupacken. Die Matratze war klumpig und verdreht, aber ich war zu müde, um mich daran zu stossen. Auf dem Schlafplatz neben uns versuchte eine junge Mutter, selbst den Tränen nahe, ihre schreienden Zwillinge zu beruhigen.

«Sie sind hungrig», sagte sie. «Sie sind hungrig und frieren. Die Tasche mit dem Essen und unsere Decken sind draussen, aber ich kann sie nicht so lange allein lassen.»

«Ich passe auf», bot ich an. Dankbar schlüpfte sie hinaus. Die beiden Kleinen schienen ihre Abwesenheit gar nicht zu bemerken. Sie warfen sich auf der harten Matratze hin und

her, ihre Augen vom Weinen geschwollen, die Daumen im Mund. Und dann, als ob beide zugleich erschöpft waren, verstummte ihr Weinen, und sie schiefen ein.

Auch ich war hungrig. Alle waren hungrig. Als wenig später zwei Männer in Sträflingskleidung Essen in einem grossen Zinkbottich brachten, kramte ich nach meiner Emailleschüssel. Es gab heisse Suppe mit verkochten roten Steckrübenwürfeln, die in einer faden Wasserbrühe schwammen. Dazu eine kleine Portion Schwarzbrot und Ersatzkaffee, eine widerliche dunkelbraune Brühe.

«Ob ihr's glaubt oder nicht, ich vermisse das Essen in Westerbork!», murmelte jemand.

Ich nickte. Zwar hatte ich auf das Essen in Westerbork geschimpft, aber jetzt sehnte ich mich nach dem kräftigen «Stampot», einem dicken Eintopf aus Kartoffeln und Gemüse.

Immerhin war das Essen heiss und füllte für den Augenblick meinen leeren Magen. Ich hockte auf der Bettkante und legte beide Hände um die warme Schüssel. Langsam erwachten meine tauben Finger wieder zum Leben.

Wie sollte es jetzt weitergehen? Die zwei Männer, die noch in Westerbork als Transportleiter bestimmt worden waren, verhandelten mit den Deutschen und berichteten: Diese Baracken waren nur provisorisch, eine Art Quarantänestation. In ein, zwei Tagen würden wir in die viel grössere Sektion nebenan gebracht.

Dort würden uns die endgültigen Baracken und Arbeit zugewiesen.

Mama und ich erkundeten das neue Lager. Durch den Zaun sah man weiter hinten die Holzbaracken des nächsten Lagers. Dazwischen lag eine riesige, offene Fläche, jetzt schneebedeckt, nur in der Mitte des weiten Feldes war der Schnee festgetreten.

Früh am nächsten Morgen sah ich zum ersten Mal die Menschen der angrenzenden Sektion. Aus ihren Baracken liefen sie in die Mitte des grossen Feldes und traten in geraden Reihen an. Sie bildeten zwei Vierecke mit einander zugewandten Gesichtern und in der Mitte marschierten zwei SS-Wachen hin und her. Sie schienen die Reihen zu inspizieren, aber ich wusste nicht, worum es ging. Sie trugen Schlagstöcke und sogar auf diese Entfernung konnte ich sie mit rauen Stimmen Kommandos bellen hören.

Dann war die Inspektion beendet, die Leute bildeten Gruppen und marschierten zum Tor, das von einer SS-Wache geöffnet wurde. Sie gingen die Lagerstrasse hinunter, noch weiter als wir gestern, bis sie aus meinem Blick verschwanden.

Etwas später sah ich eine neue Gruppe auf dem grossen Appellplatz in Reihen antreten. Diesmal waren es Frauen, Kinder und Alte, die nicht arbeiten mussten.

Die SS-Wachen liessen sie lange in den gerade ausgerichteten Reihen stehen. Sogar die kleinen Kinder standen ge-

duldig an ihrem Platz, vor dem eisigen Wind ein wenig durch die grossen Erwachsenen hinter ihnen geschützt.

Angestrengt betrachtete ich diese Fremden, als ob sie mir aus der Entfernung etwas über mein neues Leben verraten könnten. Eine alte Frau erinnerte mich plötzlich an Oma und mich durchfuhr ein Stich. Oma war meilenweit weg, irgendwo in der Tschechoslowakei. Wie es ihr wohl ging? War ihr Lager auch eine Enttäuschung? Hoffentlich hatte sie es besser als wir hier in Belsen.

Dies schien kein Ort, der in die Freiheit führte. Wie hatte ich je glauben können, dass sich wahrhaftig etwas zum Guten wendete? Das hier war nichts als eine neue deutsche Lüge, eine neue Falle.

Ich ging in die Baracke und streckte mich auf meinem Bett aus. In ein, zwei Tagen würde auch ich mich dem Drill fügen müssen, den ich gerade beobachtet hatte. Ich war nicht gerade darauf erpicht.

In der Baracke schoben sich die Leute umher. Manche kramten in ihren Besitztümern, andere zogen sich an, assen oder machten ihre Betten.

Cora, die junge Mutter der Zwillinge neben mir, sortierte einen Haufen schmutziger Kleidung und Windeln.

«Ich sollte lieber sehen, wie ich meine Wäsche wasche», seufzte sie. «Die Babys schlafen. Das ist meine Chance.»

«Ich helfe dir», bot ich an. Ich wollte etwas tun, egal was.

Sie lächelte mich an. Ich schnappte mir die Hälfte des Wäschebündels und wir machten uns auf zum Waschraum am anderen Ende der Baracke.

Cora liess ihren Teil der Windeln in eine der langen Zinkwannen fallen, drehte den Wasserhahn auf und liess ein wenig kaltes Wasser auf die Wäsche rinnen. Es waren mehrere Reihen dieser langen Waschbecken im Raum, jedes mit sechs bis acht Wasserhähnen. Andere Frauen spülten ihre Kleidung in dem kalten Wasser aus oder wuschen sich mit entblösstem Oberkörper. Sie wuschen sich schnell und oberflächlich, so kalt, wie dieser unbeheizte Raum war. Die beiden Toiletten für die Nacht waren schon verstopft und übergelaufen. Der Raum stank. Ich beugte mich tief über die Waschwanne und konzentrierte mich auf die Flecken in einem Babyhöschen. Ohne Seife half auch das stärkste Schrubben nichts. Meine Hände waren schon rot und faltig von dem eiskalten Wasser.

Cora wrang mit flinken, geübten Bewegungen Windeln aus. Sie hatte in einer der grossen Baracken in Westerbork gewohnt und war diese Sammelwaschräume gewohnt, den Zwang, alles gemeinsam zu tun. Für mich war das alles neu. So neu, als wäre ich nicht über zwei Jahre in Westerbork gewesen, sondern direkt von Amsterdam nach Belsen gekommen. Und dann sah ich, wie etwa zwanzig Frauen gleichzeitig die Aussenlatrine am Ende der Baracke benutzten. Mir würde übel.

Neben mir legte Cora die Wäsche aufeinander. «Wenn wir sie nur draussen aufhängen könnten!» Aber es gab keine

Wäscheleinen draussen und so trugen wir die nassen Sachen zurück in die Baracke und hängten sie an den Querbrettern unserer Betten auf. Ein kleiner Kanonenofen in der Mitte der Baracke war inzwischen angeheizt worden und spendete ein bisschen Wärme. Der Rauch vermischte sich mit den anderen Gerüchen der Baracke, stieg an die Decke und hing dort wie eine dunkle Wolke.

Die Sonne war verschwunden und es schneite wieder. Grosse Schneeflocken wirbelten am Fenster vorbei und bedeckten den festgetrampelten, schmutzigen Schnee mit einer frischen, sauberen Schicht. Er blieb an den Spitzen des Stacheldrahts hängen und lag auf den Holzpfosten wie Mützchen. Durch die tanzenden Flocken wirkten sogar die groben Baracken in der Ferne fast geheimnisvoll und nicht ganz so abschreckend. Ich wollte, es würde schneien und schneien, Tage um Tage.

Die Zwillinge wachten aus ihrem Schläfchen auf, und ich fing an, mit ihnen zu spielen. Wir tollten auf den Betten herum, und ich nahm Mamas Ankunft nicht einmal wahr, bis sie meinen Namen rief. Ihre Stimme klang seltsam und gepresst. Ich fuhr herum. Mama stand dort und sagte nichts. Ihr Gesicht war aufgelöst, Tränen flossen ihr über die Wangen.

Einen Augenblick lang war ich erstarrt. Dann rannte ich zu ihr und nahm sie in meine Arme.

«Was ist passiert?», fragte ich.

Sie liess sich zu ihrem Bett führen. Schwer liess sie sich

fallen. Ich fasste sie an den Schultern und schüttelte sie.

«Was ist denn?», drängelte ich sie.

«Oma», sagte sie tonlos. «Es ist wegen Oma.»

«Was ist mit Oma?», rief ich.

«Sie ist tot... Sie ist tot!»

Mama fiel mir in die Arme, und ich presste sie an mich und versuchte, sie in ihrem tiefen, qualvollen Schluchzen zu trösten.

Kapitel 13

Ich konnte nicht glauben, dass Oma gestorben war. Oma, so willensstark, so gelassen in allen Dingen, sie schien doch unbesiegbar, auf ewig. Selbst als wir am nächsten Tag ins Hauptlager einzogen und ich selber die Schilderung von denjenigen hörte, die sie hatten sterben sehen, wollte ich es nicht wahrhaben.

Die Tatsachen waren klar. Ohne ersichtlichen Grund war Omas Transport nach Belsen geleitet worden und dort mehrere Wochen lang geblieben. Und dann wurde er genauso unerklärlich wieder weggeschickt, diesmal vermutlich an seinen ursprünglichen Zielort. Aber Oma war nicht mitgefahren. Ein paar Tage vor ihrer Abreise war sie ganz plötzlich an einem Herzschlag gestorben. Es gab kein Anzeichen von Krankheit, keine Warnung, kein Leiden. Ein plötzlicher Schmerz und sie war tot.

Die Leute, die es uns erzählten, waren griechische Juden aus Thessaloniki. Man merkte ihnen an, dass sie Oma gemocht hatten, sie waren traurig über ihren Tod, und es tat ihnen Leid, uns solch schlechte Nachrichten zu überbringen. Verschämt brachten sie uns einige kleine Andenken aus Omas Besitz, Schnappschüsse von meinen Eltern und mir in runden silbernen Bilderrahmen, eine kleine lackierte Pillen-

dose, einen Schal, Handschuhe und eine Kameenbrosche. Sie waren ein bisschen verlegen. Aber es habe niemanden gegeben, der Omas Besitz in Verwahrung genommen hätte, erklärten sie uns. Schliesslich war sie ohne Anhang gewesen.

Wir blickten auf das Häufchen Krimskrams, das sie uns gebracht hatten. Das war alles, was uns noch von Oma blieb: ein paar Kleinigkeiten aus ihrem Besitz. Und die Erinnerung.

«Vielleicht war es das Beste so», sagte Papa. «Wie viel hätte sie noch durchmachen müssen? Und wer weiss, wohin dieser Transport als Nächstes gegangen wäre? Jetzt haben wir zumindest Gewissheit, dass sie einen schnellen Tod hatte.»

Ich versuchte, mir zu vergegenwärtigen, was Oma mir über den Tod gesagt hatte. «Ein neues Abenteuer» hatte sie ihn genannt. Ich betete im Stillen, dass es ein glückliches Abenteuer war.

Auf merkwürdige Weise schien es, als ob Oma aus dem Tod heraus uns die ersten Tage im Lager erleichtern wollte. Ihrethalber schlossen wir mit einigen der Griechinnen Freundschaft. In Belsen genossen die Griechen ähnliche Privilegien wie die Leute vom «alten Lager» in Westerbork. Sie waren verantwortlich für die Lagerverwaltung, Arbeitseinteilung und Essensausteilung. Und so war es unser Glück, dass wir Freunde unter den Griechen fanden.

Genau wie das «alte Lager» waren auch sie eine eingeschworene Gemeinschaft und misstrauisch gegenüber

Fremden. Trotzdem hatte Oma sich mit ihnen angefreundet. Vielleicht weil sie fließend Französisch sprach und die Griechen sich auf Französisch mit den anderen verständigten. Zum Glück beherrschte Mama diese Sprache auch, und das half, das Eis zu brechen.

Die Griechinnen fanden für uns ein paar gute Betten in der Nähe ihrer eigenen und gaben uns Tipps. Sie klärten uns auf, welche SS-Männer gefährlich und welche grosszügig waren; welche Arbeitsgruppen die besten waren und welche die schlimmsten; und vor allem wie man es anstellte, beim Morgenappell auf dem grossen Appellplatz in die besseren zu kommen.

Arbeit war Pflicht für alle Lagerinsassen von fünfzehn bis fünfundsechzig. Nur die ganz Alten, die Schwerbehinderten und Mütter von Kleinkindern waren davon befreit.

Als ich mich für meinen ersten Morgenappell fertig machte, hielt Mama mich zurück.

«Du bleibst hier, Rosie», sagte sie.

«Aber ich bin über fünfzehn», wandte ich ein.

«Du siehst aber nicht älter aus als dreizehn oder vierzehn. Die Leiter der Arbeitskommandos und die Deutschen gehen nur nach Aussehen, sagen die Griechen. Niemand prüft, wie alt du wirklich bist.»

«Das ist doch Betrug», erwiderte ich.

«Um Himmels willen, Rosie, werde erwachsen! Sei froh, dass du jung genug aussiehst, um nicht arbeiten zu müssen. Glaubst du wirklich, es ist unrecht, die Leute hereinzulegen,

die uns einsperren? Du bist vierzehn, wenn jemand dich fragt. Denk dran!»

Ich blieb in der Baracke, aber ich fühlte mich schuldig und war wütend. Ich wollte nicht jünger als meine fünfzehn Jahre aussehen. Jetzt war ich hier, fast erwachsen, und noch immer wurde ich zu den Kindern gerechnet.

Andererseits war es doch bequem, noch eine Stunde unter die Decke zu schlüpfen, statt um sechs Uhr früh in Kälte und Finsternis auf dem Appellplatz stehen zu müssen. Es war schon Tag und viel wärmer, wenn wir anderen uns zur Zählung auf den grossen Platz begaben. Wir traten in Fünferreihen an und warteten die nicht enden wollende Prozedur ab. Zuerst zählten uns die Barackenältesten und dann einer der griechischen Aufseher. Schliesslich machte der SS-Mann seine eigenen Runden. Er hatte ein rosiges Gesicht und rote Haare, war dick und blickte finster drein. Auf und ab stapfend, starrte er uns böse an und schlug mit seiner Reitpeitsche ungeduldig auf die hohen, glänzenden Stiefel.

«Der Rote Müller», flüsterte jemand hinter mir, «der Schlimmste von allen.»

Als er sich unserer Gruppe näherte, bekam ich Angst. Ich hielt den Kopf gesenkt. Garantiert würde der Rote Müller mein wahres Alter erkennen, wenn er mein Gesicht sah. Angsterfüllt wartete ich darauf, herausgeholt und als Betrügerin entlarvt zu werden. Doch nichts geschah. Selbst in den böswilligen Augen vom Roten Müller sah ich nicht aus wie fünfzehn.

«Glaub nicht, dass du irgendwas verpasst hast», sagte Mama, als sie müde und blass vom ersten Arbeitstag zurückkam. «Haufen von verdreckten Soldatenstiefeln mussten wir zu Sohlenstücken oder Oberleder schneiden. Guck dir meine Hände an: lauter Blasen! Du hättest nie die Kraft, das schwere Leder zu schneiden, mit den stumpfen Messern, die sie uns geben!»

Wie sollte ich erklären, dass ich mich froh und schuldig zugleich fühlte? Ich versuchte es gar nicht erst. Stattdessen erzählte ich ihr von meinem Tag. Ich hatte geholfen, die Baracke zu fegen und die Holztische in dem kleinen «Tagesraum» am Ende der Baracke zu schrubben. Mit einigen der älteren Mädchen hatte ich mich um eine Gruppe kleinerer Kinder gekümmert, die nicht wussten, was sie während des langen, langweiligen Tages anstellen sollten. In Belsen mussten die Schlafsäle der Baracken tagsüber absolut sauber gehalten werden. Ständig drohte eine überraschende Kontrolle.

Papa war es am schlimmsten ergangen. Er war vollkommen erschöpft, als er an diesem ersten Abend nach dem Essen zu uns kam. Man hatte ihn in das gefürchtete Holzfällerkommando gesteckt. Nie in seinem ganzen Leben hatte Papa einen Baum gefällt oder Holz gehackt. Wie sollte er jetzt bei dieser schweren Arbeit mithalten?

Im Laufe der Tage wuchsen unsere Sorgen um Papa. Die SS-Wachen hatten keine Geduld mit unerfahrenen Arbeitern. Schnell waren sie mit Prügeln und Knüppeln bei der

Hand und Papa bekam mehr als genug davon ab. Nach nur einer Woche sah er abgemagert und krank aus, und wir hatten Angst, dass er nicht mehr lange durchhalten würde.

Mama sprach mit ihren griechischen Freundinnen und sie wollten versuchen zu helfen. Ein paar Tage später nahm der griechische Leiter des Arbeitskommandos Papa aus der Holzfällerguppe und teilte ihn den Essensausteilern zu. Hier hatte er täglich die riesigen Bottiche mit Suppe oder Ersatzkaffee aus der weit entfernten Lagerküche zu holen. Das war zwar auch harte Arbeit, aber wenigstens hatte er bei seiner neuen Arbeit keine Schläge zu befürchten. Langsam kam er wieder zu Kräften.

Mir schien die Zeit in Belsen zu schleichen. Das ewige Einerlei konnte einen krank machen. Baracken kehren, Kinder beschäftigen, dann wieder stundenlang beim Appell stehen, das tägliche Aufrufen aller Namen. An Regentagen schien die Zählung jedes Mal länger zu dauern, die Zahlen stimmten nicht, die Anzahl war zu klein. Dann schrie der Rote Müller den griechischen Lagerältesten an und der wiederum die Barackenältesten. Dann hastete jemand davon, um noch einmal die Kranken in den Baracken zu zählen.

«Ich wette, sie haben wieder einen von den Toten vergessen», murmelte die alte Frau Herera. Sie war eine der wenigen Griechinnen, die vom Appell nicht ausgenommen waren. Auch Albertico, der siebenjährige griechische Waisenjunge, der abwechselnd von allen griechischen Frauen versorgt wurde, musste zum Appell. Er hatte niemanden, der

ihm die erfrorenen Finger rieb oder die Tränen wegwässte, wenn seine Zehen nach dem stundenlangen Stehen im Schnee wehtaten. Aber er war tapfer und klagte selten.

Andere, wie die dreizehnjährige Steffi und ihre zehnjährige Schwester Lisa, vertrieben sich die Zeit mit Wortspielen. Für Lisa war so langes Stillstehen die reine Qual, denn ihr einziges Paar Schuhe war inzwischen fast eine Nummer zu klein, und es gab in Belsen nicht die geringste Möglichkeit, neue zu bekommen. Wie dankbar war ich doch für meine stabilen Skistiefel! Sie passten immer noch gut, und ich betete, dass meine Füße vorerst nicht weiter wüchsen.

Die schrillen Pfiffe der Aufseher beendeten den Appell. Lisa weinte inzwischen vor Schmerzen, und ich half Steffi, ihre kleine Schwester zur Baracke zu tragen. Wie zärtlich Steffi mit der Kleinen umging! Nie schien sie an ihre eigene Müdigkeit zu denken. Die Eltern der Mädchen waren weit weg in Australien, getrennt von ihren Kindern durch Krieg und Missgeschick. Es war nun an Steffi, für Lisa zu sorgen, bis sie nach dem Krieg wieder alle zusammen wären.

In der Baracke hatte sich ein Knäuel von Kindern um das Bett der Frau des griechischen Lagerältesten versammelt. Die Attraktion war Sigurd, ihr Baby, das täglich um diese Zeit seine kostbare Flasche bekam. Sigurd war das Einzige unter all den Kindern, das das Glück hatte, täglich Milch zu bekommen. Jetzt lag er zufrieden auf der rosafarbenen sei-

denen Tagesdecke, sichtbares Symbol einer Sonderstellung im Lager.

Paula, auch eine griechische Waise, die von der Familie des Lagerältesten als eine Art Dienstmädchen gehalten wurde, überwachte das Flaschenritual. Danach war es ihr Privileg, den Rest der Flasche einem der begierig wartenden Kinder zu geben. Selbst der kleinste Schluck war ein begehrter Genuss. Er schmeckte fett und süß und war wirklich kein Vergleich zu der Rübensuppe. Ich wusste das, weil auch ich eines Morgens einmal an die Reihe gekommen war und die Babyflasche bis zum letzten köstlichen Tropfen geleert hatte.

Wenn wir Sigurd mit seiner Milch zusahen, spürten wir anderen den Hunger erst recht. Und sobald wir das Geklapper der Suppenkessel aus dem Tagesraum hörten, bildeten wir blitzartig eine Schlange. Dabei hielt ich mich erst noch ein wenig zurück, denn ich war im Begriff, einen Trick zu lernen: Man stellte sich erst dann in die Reihe, wenn einer der Tröge fast leer war. Denn obwohl die Barackenälteste die Suppe mit ihrer langen Kelle ständig rührte, sanken die dicken Brocken doch immer zu Boden. Meine Belohnung für die genaue Zeitberechnung waren ein paar Bröckchen Kartoffeln zwischen den Rüben: *der* Erfolg des Tages!

Aber auch solche kleinen Triumphe konnten das Alltagsgrau nicht aufhellen. Einfach alles war grau in Belsen: die Gebäude, die Strasse, der gepflügte Streifen Erde zwischen den Elektrozäunen. Mit der Zeit beneidete ich die Arbeiter, die jeden Tag durch die grossen Tore nach draussen gehen

konnten. Die Arbeitsbaracken waren nicht weit weg, aber sie bescherten einem zumindest einen Wechsel der Umgebung.

Schliesslich bekam auch ich meine Chance. Mit einer Gruppe Mädchen von etwa zwölf Jahren schickte man mich vom Appell zu den Arbeitsbaracken, denn dort wurden an diesem Tag zusätzliche Kräfte benötigt. Ich war gespannt darauf, was ausserhalb unseres Lagerbereichs lag, doch als ich die Strasse hinaufging, wurde mir klar, dass das Lager hier nicht anders aussah als zwischen unseren Zäunen. Nichts als noch mehr rohe Holzschuppen und Stacheldraht.

Die «Schuhe» fand ich genauso vor, wie Mama es beschrieben hatte. Ein grosser, schlecht belüfteter Schuppen, in dem wir auf Bänken um lange Tische mit Stapeln von dreckigen, alten Stiefeln sassen. Und Mama hatte Recht: Meinen Händen fehlte die Kraft zum Zerschneiden der Lederstücke. Die Vorarbeiterin kam einige Male vorbei, um mir zu zeigen, wie ich es machen sollte, aber es hatte keinen Zweck. Schliesslich schickte sie mich mit einem Seufzer weg von dem Tisch. Der Leiter des Arbeitskommandos hatte zugestimmt, mich nach nebenan in den Schuppen «Uniformen» zu schicken. Arbeit und Umgebung waren gleich. Nur dass hier die Tische voll mit zerrissenen und abgetragenen deutschen Uniformen waren. Die Aufgabe bestand darin, die Nähte aufzutrennen und die brauchbaren Stoffstücke zu sammeln.

Ich gratulierte mir, für diesmal den Schuhen entkommrn

zu sein. Aber nur, bis ich nach dem nächsten Stück griff und ein völlig zeretztes Uniformhemd mit schwarzen Flecken von getrocknetem Blut in meiner Hand hielt. Fast liess ich das Hemd fallen, als ich die Bedeutung des grossen Lochs und der schwarzen Flecken rundherum verstand.

«Wieder ein Deutscher, der ins Gras gebissen hat», flüsterte die Frau neben mir mit sichtlicher Befriedigung. Ich aber konnte mich nicht von dem Bild eines jungen, sterbenden Soldaten mit seiner schrecklichen Wunde irgendwo draussen auf dem Schlachtfeld losmachen und behandelte von da an die Uniformstücke behutsam.

Dieser flüchtige Einblick in die Arbeitswelt zeigte mir, dass mein Los nicht so schlecht war. Ich beneidete niemanden mehr, der Tag für Tag in diesen staubigen Schuppen sitzen und stundenlang mit Blasen an den Händen und blutigen Fingern arbeiten musste. Aber ich fühlte mich immer noch nicht all den Müttern und Kindern in der Baracke zugehörig und fand mich fehl am Platz. Ich musste nicht einmal auf jüngere Geschwister aufpassen, so wie Steffi oder Paula.

Im Frühling kamen wieder Transporte. Die Neuankömmlinge brachten schlechte Nachrichten. Westerbork wurde zügig evakuiert, es hatte seinen Zweck als Transitlager erfüllt. Das bedeutete, dass es kaum noch Juden in Holland gab, die nicht in irgendein Lager gebracht worden waren.

Über den Krieg wussten sie so wenig wie wir. Eher waren

wir es, die ihnen von den Geschwadern britischer und amerikanischer Flugzeuge berichteten, die sich offenbar unbehelligt auch tagsüber am deutschen Himmel tummelten. Wir waren ganz aufgeregt, wenn wir die kleinen weissen Punkte langsam über den Himmel ziehen sahen. Man sollte sich allerdings besser von keiner deutschen Wache dabei erwischen lassen, wie man am Himmel nach ihnen ausschaute. Doch wenn wir auch nicht hinsahen, nahmen wir doch das Geräusch der Flugzeuge wahr: ein unverwechselbares Dröhnen, eine geheime Botschaft an uns, dass es noch immer eine Welt ausserhalb Deutschlands gab.

Die neuen Transporte brachten auch einige Mitglieder der Jugendgruppe, doch ich mied sie alle. Die Mädchen, die ich gekannt hatte, waren sofort in Arbeitstrupps gesteckt worden, und ich wollte ihnen nicht erklären, wieso ich nicht arbeitete.

Eines Tages wurde Mama krank. Am ersten Tag schleppte sie sich noch zur Arbeit, auch wenn sie vor Fieber glühte. Sie war erst kurz zuvor in einen neuen Arbeitstrupp versetzt worden, den Putztrupp, der jeden Morgen die SS-Unterkünfte sauber machte. Es war eine schwere, vor allem nervenaufreibende Arbeit, weil sie unter ständiger deutscher Aufsicht stattfand. Doch dafür fanden die Frauen ab und zu etwas Essbares in den Mülleimern und teilten es in einem der seltenen unbeobachteten Augenblicke unter sich auf. An solchen Tagen konnte Mama mir oder Papa eine kleine Sonderration von ihrem Brot geben. Dass sie krank war, versetz-

te sie in Unruhe. Sie wollte diesen besonderen Arbeitsplatz nicht verlieren.

Aber am nächsten Tag war ihr Fieber gestiegen.

«Du gehst besser zur Krankenstation und lässt dich krankschreiben», riet unsere Barackenälteste. «Vielleicht gibt man dir etwas gegen das Fieber. Selbst dieser Feldarzt wird merken, dass du wirklich krank bist.»

«Aber meine Arbeit!», sorgte sich Mama. «Ich will sie nicht verlieren.»

«Kann ich nicht für dich gehen?», fragte ich.

Mama schaute überrascht auf. Dann schüttelte sie den Kopf.

«Das ist zu schwer, Rosie, das schaffst du nicht. Unter den Augen der SS zu arbeiten, macht Angst und ist gefährlich.»

«Deine Vorarbeiterin wird jemand anderen in die Gruppe nehmen müssen», sagte unsere Barackenälteste.

Ich schnappte mir meinen Mantel, fest entschlossen zu gehen. Ich war kein Kind mehr. Ich musste Mama den Platz in der Gruppe retten.

«Geh nicht, Rosie!», rief Mama.

Aber ich musste.

Kapitel 14

Zwar war es nicht mehr Winter, aber um sechs Uhr morgens war es draussen noch immer ziemlich dunkel.

Schattenhafte Gestalten huschten im Finsternen an mir vorüber zum Appellplatz hin. Ich schloss mich der Menge an. Es war schwer herauszufinden, wo ich hingehörte. Die Leute liefen herum, um ihre Gruppe zu finden oder sich denen anzuschliessen, die im Augenblick zu keiner Arbeit eingeteilt waren. An der Torwache sah man im Scheinwerferlicht die Umrisse zweier deutscher Wachen. Einer von ihnen hielt einen Hund an der Kette, der erste Bluthund, den ich seit dem Tag unserer Ankunft zu sehen bekam.

Ich war ganz durcheinander und hatte schon Angst, Mamas Gruppe nicht mehr zu finden, als ich Frau Rossau, die Vorarbeiterin, entdeckte. Sie schien zu bezweifeln, dass ich Mamas Stelle einnehmen könnte, und einen Augenblick lang fürchtete ich, sie würde mich zurückweisen. Schliesslich konnte sie immer jemanden von den noch nicht Eingeteilten bekommen.

«Bitte, lassen Sie es mich heute versuchen», flehte ich. Frau Rossau wollte, glaube ich, gerade Nein sagen, als der Signalpfeiff zum Antreten ertönte. Sie zuckte mit den Schultern.

«Na gut», sagte sie, «komm mit. Aber bleib bei mir und tu genau, was ich dir sage.»

Wir marschierten aus dem Tor und wandten uns nach rechts zum Eingang des Lagers.

Die SS-Baracke war ausserhalb des Haupttores. Ich versuchte, mich an Dingen, die ich am Tag unserer Ankunft gesehen hatte, zu orientieren, aber in der Dunkelheit sah man nur schattenhafte Umrisse.

«Bleib dicht bei mir, Rosemarie», flüsterte Frau Rossau, als wir das Kasino der Deutschen betraten. Neugierig schaute ich mich um.

Es war ein riesiger Raum, kahl und schmucklos. Reihe um Reihe von Holztischen mit Holzstühlen. Kahle Wände, glatte Dielen. An einem Ende des Raumes teilte eine breite Theke den Speisesaal von der Küche ab. Dahinter begannen Gefangene in gestreifter Kleidung gerade, Berge von Frühstücksgeschirr abzuwaschen. Die Tablettis waren noch voller Weissbrot, das mir das Wasser im Mund zusammenlaufen liess.

«Schau das Brot gar nicht erst an», flüsterte Frau Rossau. «Und pass auf die Wachen auf. Liebend gerne würden sie einen von uns beim Stehlen erwischen. Denk daran, Rosie, wir nehmen absolut nichts.»

Wie um ihre Worte zu bestätigen, kam in diesem Augenblick ein ziemlich junger deutscher SS-Mann in das Kasino. Er trug eine Maschinenpistole. Mit einem abschätzigen Blick auf unsere kleine Gruppe, die noch immer zusammengedrängt am Eingang stand, bezog er vor dem Brot Stellung.

«Worauf wartet ihr noch?», rief er. «Los, los, an die Arbeit!»

Frau Rossau gab mir einen groben Besen, nicht mehr als ein Bündel Zweige an einem langen Stiel. «Fang an zu fegen», sagte sie, «so gut wie's geht – besseres Putzzeug kriegen wir nicht.»

Ich begann, den Gang zu kehren, und bemerkte voller Angst, dass der SS-Mann andauernd gerade mich beobachtete. Hatte er etwa gemerkt, dass ich keine der richtigen Arbeiterinnen war?

Die anderen Frauen hatten sich aufgeteilt. Einige waren in das Nachbargebäude gegangen, um die Schlafquartiere der SS zu putzen, andere schrubbten die Tische oder putzten die Toiletten am Ende des Ganges. Nur Frau Rossau war noch bei mir und kehrte die andere Seite des Raumes.

Mit dem Gewehr im Anschlag lief der SS-Mann auf und ab. Jedes Mal wenn ich aufsah, schien er mir näher. Schliesslich, als ich gerade um den eisernen Herd in der Mitte des Saales herum kehrte, stand er direkt neben mir und versperrte mir den Weg. Ich sah nicht auf, aber ich konnte beinahe fühlen, wie seine Augen mich durchbohrten.

«Komm her, du», befahl er. «Die ganze Zeit habe ich beobachtet, wie du den Dreck mit dem Besen nur so herumschiebst. Der Ofen hier ist voll Asche. Los, runter und ausräumen! Dann hast du was zum Fegen.»

In panischer Angst ging ich vor dem schwarzen Eisenofen auf die Knie und öffnete die kleine Tür mit zitternden Hän-

den. Drinnen auf dem Rost lag ein Haufen grauer, kalter Asche. Ich sah mich nach etwas um, womit ich es ausräumen konnte. Die Wache erriet, wonach ich suchte.

«Nimm die Hände, die Hände», knurrte er. «Was ist? Hast du Angst, dir die Hände dreckig zu machen? Das ist es doch, wo du hingehörst, du Judenschickse, in den Dreck!»

Hastig begann ich, Hände voller Asche aus dem Rost zu klauben. Die Asche war noch warm, aber nicht so heiss, dass ich mich verbrannte. Aber das hatte er nicht wissen können, dachte ich voller Wut. Er hatte gewollt, dass ich mich verbrannte.

Immer noch stand er über mir, so nahe, dass ich seine Beine an meinem Rücken spürte. Als ich einmal aufsaß, sah ich seine Augen, stahlgraue Augen, die mich abschätzig anstierten. Ich räumte weiter die Asche aus und versuchte, mein Zittern zu beherrschen. Das Vergnügen, sich an meiner Angst zu weiden, gönnte ich ihm nicht.

Auf einmal stand Frau Rossau neben uns. Sie hatte Handfeger und Schaufel bei sich.

«Kann ich hier was tun?», fragte sie freundlich. «Problem mit dem Ofen? Warte, ich helfe dir.»

Der SS-Mann trat so schnell zurück, dass er beinahe über meine Füße stolperte.

«Weitermachen, weitermachen!», befahl er schroff. «Räum den Dreck weg.» Er schritt davon, stellte sich in Positur und stützte sich auf sein Gewehr.

«Lass mich das machen, Rosemarie», sagte Frau Rossau. «Kehr einfach weiter bis zur Toilette. Da drinnen kannst du dich waschen, aber rasch, damit sie dich nicht schnappen!»

Ich kehrte weiter. Der SS-Mann schaute immer noch zu mir herüber. Mit abgewandtem Gesicht drückte ich mich an ihm vorbei und hielt krampfhaft meinen Besen fest, um das Zittern meiner Hände zu verbergen. Dieser Dreckskerl! Was hackte er auf mir herum? War dies die Art von Schwierigkeiten, vor der Mama mich gewarnt hatte? Aber damit würde ich fertig werden! Ich würde ihr zeigen, dass ich das schaffte. Allen würde ich es zeigen.

Vor mir auf dem hölzernen Boden glänzte etwas. Unwillkürlich beugte ich mich darüber und hob es auf. Es war eine Nadel, eine gewöhnliche Nähnaedel. Ich drehte sie in meiner Hand und schaute sie an.

Frau Rossau erschien wieder an meiner Seite. «Was hast du gefunden?», fragte sie ängstlich. «Leg's auf den nächsten Tisch. Besser, man wird nicht dabei gesehen, wie man etwas aufhebt.»

Wir schauten nach dem SS-Mann, aber er schien plötzlich das Interesse an mir verloren zu haben. Er war zum Fenster hinübergegangen und drehte uns den Rücken zu.

«Starrt er die Leute immer so an?», flüsterte ich.

«Nur junge, hübsche Mädchen», flüsterte Frau Rossau lächelnd zurück. «Darum haben wir lieber ältere Frauen bei uns. Das ist sicherer.»

Wir erreichten die Waschräume und Frau Rossau stiess mich hinein. Zwei andere Frauen knieten dort und schrubbten den Boden. Eine von ihnen winkte mit einem Zeitungsfetzen.

«Nachrichten, erst eine Woche alt», sagte sie. «Die Alliierten scheinen in Nordafrika gut voranzukommen.»

Frau Rossau zeigte auf die Stapel zerschnittener Zeitungen in den Toiletten. «Unsere Nachrichtenbörse», sagte sie. «Selbst die Deutschen haben jetzt kein Toilettenpapier mehr.»

Die andere Frau gab mir ein Zeichen. «Nimm meinen Platz und schrubbe», sagte sie, «dann kannst du deinen Teil vom Abfall haben.» Sie zog ein Stück Brot aus ihrer Bluse und gab es mir. «Aus dem Mülleimer. Wenn eine Wache kommt, versteck es unter dem Putzlumpen. Zum Essen ist die Kabine der sicherste Platz, aber mit dem Rücken zur Tür.»

Das Brot war weiss und trocken und mit einer Schicht von grünem Schimmel am Rand. Aber das war mir egal: Es war Brot! Mit grossen, gierigen Bissen schlang ich es hinunter, und bei jedem Stück lauschte ich, wo die Wache war, damit sie mich nicht mit vollem Mund erwischte.

Wie sehr wünschte ich, die Klotür für einen kurzen Moment absoluter Ungestörtheit hinter mir abschliessen zu können! Würde ich je wieder den Luxus des Alleinseins geniessen können?

Ich schloss die Augen und sah den Lageralltag an mir vor-

überziehen. Tag für Tag Hunger, Schmutz, Stumpfsinn und Schmerz. Hatte ich je so etwas wie ein echtes Bett, ein warmes Bad, einen Sessel gekannt? Oder ein sauberes gefliestes Badezimmer? Jemals? In diesem Leben – oder in einem anderen?

Das Bewusstsein, wie ich gegen diese unerträgliche Situation immer mehr abstumpfte, wie ich alles einfach hinnahm und nur für den nächsten Atemzug, den nächsten Herzschlag, den nächsten Augenblick lebte, machte mir Angst.

Als wir schliesslich ins Lager zurückmarschierten, war ich vollkommen erschöpft. Mein Rücken schmerzte vom Hantieren mit dem blöden Besen und meine Knie waren wund. Aber ich fühlte mich gut. Ich hatte einen Arbeitstag hinter mir, den Arbeitstag einer Erwachsenen.

Wir waren gerade am Lagertor, als ein deutscher Wagen hinter uns heranbrauste. Der Rote Müller sprang heraus und fuchtelte mit den Armen.

«Diebe!», schrie er. «Die Frauen sind Diebe! Sofort durchsuchen! Sie haben etwas aus dem Kasino gestohlen!»

Frau Rossau trat vor. «Bitte, darf ich fragen, was fehlt?», fragte sie betont höflich. «Vielleicht haben es meine Frauen gesehen. Vielleicht wissen sie, wo es ist.»

«Nadeln», schrie der Rote Müller, «kostbare Nähnadeln. Die Wache hat gesehen, wie sie jemand von euch aufhob. Her damit, aber dalli!»

Die Frauen sahen sich an. Sie hatten keine Ahnung, wo-

von die Rede war. Ich schon. Ich erinnerte mich sehr genau an die Nadel und an Frau Rossaus ängstlichen Blick. Also hatte er mich doch gesehen. Auch wenn er mir gleich danach den Rücken zugewandt hatte.

«Eine Nadel wurde gefunden», erklärte Frau Rossau. «Sie wurde auf einen Tisch gelegt. Eine meiner Arbeiterinnen hat sie vom Boden auf gehoben.»

«Da waren zwei Nadeln», brüllte der Rote Müller. «Glaubt ja nicht, dass ihr mit eurer ewigen Lügerei davonkommt. Zwei Nadeln wurden im Speisesaal liegen gelassen. Und es wäre verdammt besser, wenn ihr sie herausrückt.»

«Vielleicht könnte ich nachschauen gehen», schlug Frau Rossau vor. Der Rote Müller winkte sein Einverständnis. Frau Rossau ging zurück zum Kasino, dicht gefolgt von einem schwer bewaffneten SS-Mann. Wir anderen standen und warteten, der Rote Müller neben uns. Still, in ausgerichteten Fünferreihen, die Arme angelegt, so standen wir da.

Es schien eine Ewigkeit, bis Frau Rossau zurückkam. An ihrem bedrückten Gesicht sahen wir, dass ihr Vorhaben erfolglos geblieben war. Sogar die eine Nadel, die ich auf den Tisch gelegt hatte, war verschwunden. Vielleicht war sie wieder auf den Boden gefallen und in einer breiten Ritze zwischen den Dielen verschwunden. Oder der SS-Mann hatte sie mitgenommen, um uns des Diebstahls zu bezichtigen. Wer weiss.

«Wenn ihr diese Nadeln nicht wieder herschafft, kriegt das ganze Lager drei Tage kein Brot», brüllte der Rote Müller. Sein Gesicht war rot vor Wut, noch röter als seine Haare. Drei Tage ohne Brot! Und alles durch meine Schuld. Hätte ich die Nadel doch auf dem Boden liegen lassen oder sie mit dem Dreck aufgekehrt!

«Vielleicht können wir die Nadeln ersetzen», bot Frau Rossau an. «Vielleicht habe ich eine bei meinen Sachen, vielleicht noch jemand. Kann ich fragen gehen?»

«Zehn!», erhöhte der Rote Müller. «Zehn Nadeln! Und zwar schnell! Ich werde euch Dieben eine Lektion erteilen. Zehn Nadeln oder für das gesamte Lager kein Brot. Zehn, und das ist noch ein grosszügiges Angebot.»

Die Wache öffnete das Tor und liess Frau Rossau hinein. Wir anderen blieben in Formation draussen auf der Strasse. Ich wagte kaum zu atmen. Die Zeit schien endlos. Wo wollte Frau Rossau die Nadeln herbekommen? Nur wenige Leute im Lager besaßen noch derartigen Luxus.

Es war fast dunkel, als sich das Tor öffnete und Frau Rossau mit einem Stück Papier auftauchte, in das zehn Nadeln hineingesteckt waren. Der Rote Müller zählte sie mit quälender Langsamkeit.

«Ab ins Lager!», befahl er schroff und sah uns der Reihe nach an. «Und lasst euch das eine Lehre sein – Diebstahl wird in diesem Lager nicht geduldet.»

Als ich zu meiner Baracke zurückkam, hatte Mama bereits von dem Vorfall gehört. Sie stand an der Barackentür und wartete auf mich. Mit einem Seufzer der Erleichterung streckte sie die Arme nach mir aus.

«Gott sei Dank bist du heil zurückgekommen», sagte sie. «Ich hätte dich nicht gehen lassen sollen. Man braucht starke Nerven, um direkt unter den Augen der Deutschen zu arbeiten.»

«Es war alles meine Schuld», sagte ich. «Die Wache hätte die Nadel gar nicht bemerkt, wenn ich sie nicht aufgehoben hätte. Er hätte gar nicht an Nadeln gedacht. Alles nur meinetwegen!»

«Nein», sagte Mama, «es war nicht deine Schuld! Wenn sie etwas brauchen, um uns zu schikanieren, finden sie immer was!»

«Morgen mache ich es besser», sagte ich.

«Du wirst morgen nicht wieder gehen», sagte Mama. «Ich habe Medikamente gegen das Fieber eingenommen. Der Arzt hat mich sowieso nur einen Tag krankgeschrieben.»

Ich schaute Mama an und sah die feinen Falten um die Augen, die grauen Strähnen, die sich in ihr blondes Haar geschlichen hatten. Sie sah nicht so aus, als ob sie morgen zur Arbeit gehen sollte. Aber das Attest des Arztes konnte man nicht in Frage stellen. Wenn er einen für arbeitsfähig erklärte, war das sein letztes Wort.

Ich wandte mich ab. Mama sollte die Erleichterung in meinen Augen nicht sehen. Ich hätte mich schuldig fühlen sollen, ihr nicht noch einen Arbeitstag ersparen zu können.

Aber ich konnte nicht anders, mir fiel ein Stein vom Herzen.
Morgen würde ich wieder geborgen sein in der vergleichs-
weise komfortablen und sicheren Baracke. War ich etwa
doch noch Kind?

Kapitel 15

Es war Jom Kippur, der Versöhnungstag. Ein schöner, warmer Septembertag.

«Weisst du noch, wie Oma früher gesagt hat, an den hohen jüdischen Festtagen scheint immer die Sonne?», fragte mich Mama, als sie sich zur Arbeit fertig machte. Selbstverständlich wurde sogar am wichtigsten jüdischen Feiertag normal gearbeitet. Die orthodoxen Juden begingen den Tag mit Beten und Fasten, was allerdings bedeutete, dass sie ohne die übliche dünne Scheibe trockenen Brotes zur Arbeit gingen.

Und dann gab es beim Appell eine Ankündigung: Heute war Badetag! Alle gleich anschliessend mit Handtuch am Tor antreten!

Fast spürbar breitete sich ringsum Bestürzung aus. Badetag an Jom Kippur: Das war typisch SS! Sie fand garantiert eine besondere Schikane für diesen Tag religiöser Einkehr. Normalerweise wäre jeder froh gewesen, an diesem schönen Sommertag für ein paar Minuten unter der warmen Dusche zu stehen. Das war etwas, was wir in den neun Monaten seit unserer Ankunft in Belsen nur wenige Male genossen hatten. So etwas aber an diesem Tag war für die Gläubigen unter uns ein Frevel.

Mit Sarah, einem Mädchen, das ich in Westerbork ken-

nengelernnt hatte, stellte ich mich in die Schlange, Handtücher und gehortete Seifenstückchen in der Hand. Ich freute mich auf unseren kleinen Ausflug, egal ob Feiertag oder nicht. Es war eine Abwechslung im Alltag, ein lang ersehnter Luxus, und ich konnte es kaum erwarten, unter dem warmen Wasserstrahl all den Dreck aus meinem Haar zu waschen.

Sarah hingegen blickte gequält drein. Sie kam aus einer streng orthodoxen Familie und fastete heute.

«Hoffentlich werde ich in der Dusche nicht ohnmächtig», fürchtete sie. «Ich hatte gehofft, den grössten Teil des Tages ruhig herumsitzen zu können.»

«Wäre es mit einem kleinen Stückchen Brot wirklich so anders gewesen?», fragte ich. Ich hatte mein Frühstück gehabt und war trotzdem hungrig. Das war nicht ungewöhnlich. Ich war daran gewöhnt, ständig Hunger zu haben. Es war nicht der scharfe, bohrende Hunger, den ich oft spürte, wenn das Essen zu spät kam und mein Bauch mich wütend an sein Recht erinnerte. Dieser Hunger war ein ständiger Begleiter, ein tief verwurzeltes Gefühl von Leere. Gemeinerweise liess es mich auch noch die ganze Zeit an Essen denken. Direkt nach den Mahlzeiten war das Gefühl am schlimmsten, weil unsere Ration Brot und Steckrübensuppe nie reichte, den Hunger zu stillen.

«Versuch, nicht ans Essen zu denken!», riet ich Sarah. «Dir ist garantiert vor allem deswegen schwindelig, weil du immer daran denkst, dass du heute fastest.»

«Nicht ans Essen denken: mit den beiden hinter uns?», flüsterte Sarah zurück. Ich musste lachen. Die zwei Frauen hinter uns waren bei der Lieblingsbeschäftigung des Lagers: Rezepte austauschen. «Kochen» nannten sie es, und alle, die ich kannte, taten es mit Inbrunst.

Die zwei hinter uns steckten gerade in einem Disput, wie man am besten ein Schokoladensoufflee bereitet.

«Ich nehme immer acht Eier», betonte die Grössere, «und mindestens fünfzig Gramm Butter für jedes Ei. Man muss die Butter gut schlagen, bevor man die Eier dazugibt – das ist das ganze Geheimnis.»

Butter, Schokolade, Eier! Gab es das überhaupt? Mir hätten schon viel einfachere Dinge gereicht, Teller, randvoll mit Bratkartoffeln zum Beispiel. So wie Oma sie immer gebraten hatte – mit viel Butter. Bratkartoffeln, bis ich nicht mehr konnte.

Die Wache öffnete das Tor und wir setzten uns in Bewegung. Wieder hielt ich Ausschau nach den Besonderheiten: dem russischen Lager, dem Küchenkomplex, dem Bereich für politische Häftlinge. Das Badehaus lag gleich hinter dem Haupttor, ein grosser Ziegelbau, überragt von einem riesigen Kamin.

Drinnen wurden Männer und Frauen getrennt: die Männer rechts, die Frauen links. Im grossen Umkleideraum setzte ich mich auf eine der Bänke und zog meine Kleider aus. Sorgfältig legte ich sie in einen Drahtkorb, den ich an der Theke auf dem Weg zur Dusche abgab. Während wir

uns duschten, sollten die Kleider ausgeräuchert werden, um Ungeziefer abzutöten. Im Grunde war das völlig sinnlos, weil all unsere andere Kleidung nicht weniger verlaust war. Aber längst hatte ich gelernt, dass vieles hier keinerlei Sinn hatte.

Wir reihten uns nackt vor dem Duschraum auf und hielten unsere Handtücher und Seifenstücke fest. Das letzte Mal war ich im Winter hier gewesen und beim Warten in der spärlich beheizten Halle hatten wir schrecklich gefroren. Heute war es nicht so schlimm. Sarah und ich warteten gemeinsam. Mit der dritten Gruppe kamen wir in die Duschen. Die Frauen schubsten und drängelten sich um einen Platz an den etwa zwanzig Duschköpfen, jeweils vier oder fünf von uns an einem. Das Wasser kam in einem lauwarmen Rinnsal und ich seifte mich eilig ein: Viel Zeit würden sie uns nicht lassen. Über uns, auf einem Laufsteg, schritt ein SS-Mann mit geschultertem Gewehr auf und ab. Warum um Himmels willen hielten die Deutschen es für nötig, eine Gruppe nackter Frauen und Kinder mit Waffen im Anschlag zu bewachen? Der SS-Mann war jung, sein Gesicht völlig ausdruckslos. Ich schaute ihn neugierig an, während ich mir die Haare wusch. War es ihm nicht peinlich, in einem Raum mit so vielen unbedeckten Frauen zu sein? Oder hatte er sich an den Anblick gewöhnt, genauso wie ich seine Anwesenheit einfach als gegeben hinnahm?

Und welch ein komisches Bild mussten wir abgeben

haben: ein Haufen Vogelscheuchen, verdreht und mager. Ich schaute Sarah an, die in Westerbork noch ein bisschen mollig gewesen war. Jetzt waren ihre Arme und Beine dünn wie Streichhölzer und ihre Rippen stachen hervor. Es gab keine Spiegel im Lager und ich hatte meinen eigenen Körper seit Langem nicht mehr gesehen. Waren meine eigenen Arme und Beine genauso dünn und knochig? Prüfend liess ich die Hände über meine Rippen und Ellenbogenknochen gleiten. Sie waren nicht anders, wie sollten sie auch? Das Essen im Lager wurde immer weniger. Vor Monaten schon war die zweite Tagesration Haferschleim weggefallen. Und an die kleinen Zuteilungen Margarine oder Marmelade konnte ich mich kaum noch erinnern. Jetzt gab es nur noch Steckrübensuppe und Brot. Brot wurde nur ein Mal pro Woche ausgeteilt, eine deprimierend kleine Portion, und es kostete viel Willenskraft, es Tag für Tag unter der Matratze zu hüten und nicht sofort zu verschlingen.

Wir gingen in den Nebenraum, trockneten uns ab und warteten, bis unsere Kleider vom Ausräuchern zurückkamen. Sie waren warm und rochen nach Desinfektionsmittel. Zur Abwechslung gaben sie mir das Gefühl von Sauberkeit und Frische. Ein kleines Vergnügen, das man geniessen musste.

Auf unserem Rückweg hörten wir das Dröhnen alliierter Flugzeuge über uns und das Geräusch steigerte das Gefühl meiner Zufriedenheit. Solange diese Flugzeuge flogen, wussten wir, dass noch Krieg war, dass es immer noch Hoff-

nung auf einen Sieg der Alliierten gab. Ich sandte ein stilles Gebet zu den Flugzeugen hoch oben am Himmel. Bitte kommt und rettet uns, betete ich, macht schnell und befreit uns! Ahnte einer der amerikanischen Flieger da oben, welche Hoffnung und Freude er uns brachte? Konnte er aus der grossen Höhe unsere Barackenreihen erkennen, und war ihm klar, über was für einen Ort er gerade flog? Wohl kaum! Wahrscheinlich konzentrierte er sich auf sein entferntes Ziel und sah in den Gebäudereihen unseres Lagers nur einen unbedeutenden Fleck im Feindgebiet. Vielleicht wusste auf der ganzen weiten Welt niemand, dass wir hier waren. Oder es kümmerte keinen. Oder man hatte uns vergessen.

Wir stellten uns zur Suppe an. Sarah hatte sich in eine Ecke verkrochen und versuchte, vom Essen nichts zu sehen oder zu riechen. Selbst das Scheppern des Schöpflöffels gegen die Suppenteller liess sie das Fasten kaum ertragen. Ich fühlte mich fast schuldig an ihr, als ich meine Mahlzeit genoss.

«Komm, Sarah, iss doch etwas», flehte ich. «Fasten hat doch keinen Sinn hier im Lager!»

Sarah schaute sehnsüchtig zu den Suppenkesseln. «Mein Vater würde mich umbringen, wenn er es erführe», sagte sie. «Man will ein Opfer bringen, indem man heute fastet.»

«Und was bringt es Gott, wenn du dich mit deinen Opfern umbringst?», fragte ich. Aber Sarah antwortete nicht. Darüber hatten wir schon oft gesprochen, und es war ein alter

Streitpunkt zwischen uns, einer, bei dem ich kaum gewinnen würde.

Ich zuckte die Schultern. «Na, denn bleib eben stur!»
Ich war wütend, dass sie sich selbst wehtat.

Sarah und ihre Familie hatten vor langer Zeit so etwas wie koscheres Essen aufgeben müssen, aber im Übrigen hielten sie sich an ihren orthodoxen Glauben, eben so streng, wie es die Umstände erlaubten. Fasten an Jom Kippur mit eingeschlossen.

Bald darauf wurde es kälter. Wir begannen, uns auf einen weiteren strengen Winter in Norddeutschland vorzubereiten. Papa, der im Sommer wiederholt in der Krankenstation gewesen war, wurde erneut krank und zum vierten Mal eingeliefert.

Dieses Mal hatte er eine Lungenentzündung, und es war ernst, weil er noch von Gelbsucht und Typhus, die er gerade überstanden hatte, geschwächt war. Mama und ich sahen, wie er immer mehr abmagerte und sein Gesicht von Tag zu Tag blasser wurde. Mama tauschte unsere letzten beiden so wertvollen Büchsenmilchdosen gegen ein paar lebensrettende Sulfonamidtabletten ein, die der griechische Doktor aus Thessaloniki ins Lager geschmuggelt hatte. Er hütete sie eifersüchtig für seine eigenen Leute, aber Mama schaffte es schliesslich doch, ihn zum Tausch zu bewegen.

Viele im Lager waren krank. Wir nannten es Lagerfieber, aber Erfahrene flüsterten etwas von Typhus. Es gab viele Tote. Und eines Tages starb Steffis kleine Schwester Lisa.

Sie wurde in die Krankenstation gebracht, aber es war zu spät. Ich sah Steffi hinter dem Wagen gehen, der die Särge zum Krematorium brachte. Sie durfte dem Wagen nur bis zum Tor folgen. Die Särge wurden immer wieder verwendet. Bei jeder Fahrt, die der Karren machte, war eine grössere Anzahl Leichen übereinander gestapelt, und noch mehr Trauernde folgten ihm.

Auch von Coras Zwillingen starb einer, und dann auch Frau Herera, die alte Griechin, die ich von allen am meisten gemocht hatte. Wahllos schlug das Lagerfieber zu.

In ihrem Kummer war Steffi ein schlimmer Anblick. Wie ein Roboter bewegte sie sich, ihre Augen trüb, die Stimme teilnahmslos. An dem Tag, als Lisa starb, hatten wir gerade unsere wöchentliche Brotration erhalten, und Steffi kam mit Lisas Sachen zur Baracke zurück, darunter auch ihr unangekostetes Stück Brot. Ich sah, wie sie es in der Hand hielt, hin und her wendete und anstarrte. Eine Brotration für eine ganze Woche – und nun gehörte alles ihr, das Erbe ihrer kleinen Schwester.

Schliesslich nahm sie ihr Messer, schnitt das Brot in Scheiben und begann, es Stück für Stück zu essen, bis nichts mehr da war. Und während des ganzen feierlichen Trauermahls liefen ihr die Tränen über die Wangen.

Es gab Augenblicke, in denen ich gar nicht glaubte, dass alle diese Menschen tot waren, in denen mir war, als kämen

sie zurück, als wäre alles ein grässlicher Traum, aus dem ich erwachen würde, wenn der Krieg zu Ende war. Es erfüllte mich mit Schrecken, wie alles so zusammenbrach, wie Menschen am Ende waren und sich aufgaben. Ich klammerte mich an meine Eltern, jeden Morgen dankbar, dass wir alle drei noch lebten. Und Mut flösste mir auch Mamas finstere Entschlossenheit ein, jedem Tag aufs Neue die Stirn zu bieten. Überleben war zu Mamas Glaubensbekenntnis geworden und Papa und ich wurden von ihrer Entschlossenheit mitgerissen.

Eines Tages, Anfang November, bemerkten wir emsiges Arbeiten in dem offenen Gelände zwischen dem Ende unseres Lagers und den etwas entfernteren Arbeitsbaracken. Sträflinge rodeten den Boden und errichteten Reihe um Reihe grosse graue Zelte. Für wen?, fragten wir uns.

Am nächsten Morgen erfuhren wir es. Eine lange Kolonne von Frauen zog in das Lager, schleppte sich mühsam die Lagerstrasse entlang in das Zeltlager. Sie trugen gestreifte Sträflingskleidung, ihre Köpfe waren kahl rasiert und viele von ihnen waren ohne Schuhe. Barfuss oder mit schmutzigen, blutigen Lumpen an den Füßen humpelten sie vorüber.

Zunächst gab es keinen Kontakt mit ihnen. Der Streifen Niemandsland zwischen den zwei Stacheldrahtzäunen wurde sorgsam von bewaffneten SS-Männern kontrolliert. Die ersten Nachrichten sickerten über die Beschäftigten der Ab-

teilungen «Schuhe» und «Uniformen» durch. Das Gebiet neben ihrer Latrine wurde nicht so sorgfältig bewacht und man konnte zu den Frauen im Zeltlager hinübrufen und bekam auf die gleiche Art Antwort.

Die Frauen waren aus Polen gekommen, aus einem Lager, Auschwitz genannt, von dem wir ausser dem Namen kaum etwas wussten. Sie waren vor der anrückenden russischen Armee aus Auschwitz verlegt und den ganzen Weg durch Polen und Deutschland getrieben worden, überwiegend zu Fuss. Die Frauen hier waren Überlebende: Es waren diejenigen, die nicht unterwegs gestorben waren.

Bei ihrer Ankunft hatten wir sehen können, dass sie nichts besaßen ausser der dünnen Sträflingskleidung, die sie am Leib trugen. Nachts schliefen sie auf dem nackten Zeltboden, höchstens in die eine dünne Wehrmachtsdecke eingewickelt, die man jedem bei der Ankunft zugeteilt hatte. Diese Decken nahmen sie immer mit, ganz gleich, wohin sie gingen, und hängten sie wie Stolen gegen den kalten Novemberwind um ihre Schultern oder setzten sich darauf, wenn sie auf dem Boden kauerten und aus den wenigen Näpfen assen, die sie sich teilen mussten.

Das Entsetzen zog uns alle immer wieder zu diesem Zaun hin. Zitternd trotz Skihose und Wintermantel, fragte ich mich, wie diese Frauen ohne richtige Unterkunft und Kleidung überlebten.

Ich hatte einmal das Wort gehört: «Hier gehe ich allein durch die Gnade Gottes», und dieses Wort verhakte sich in

meinem Kopf. Ich hatte in irgendeiner grossen Lotterie gewonnen und war hier, auf dieser Seite des Zaunes und nicht auf der anderen. Wie reich waren wir im Vergleich zu diesen Frauen, reich an Kleidung, die wir immer noch besaßen, reich an Würde, deren äussere Zeichen so einfache Besitztümer wie Zahnbürste und Kamm waren, vor allem aber unser Haar, das man uns nicht genommen hatte. Und wir waren reich durch die Familien, die uns noch umgaben, reich durch die Menschen, die wir liebten und die uns liebten und für die wir weiterleben wollten.

Die Frauen im Zeltlager lebten auf der niedrigsten Stufe der Existenz. Vor allem aber war jede von ihnen allein, schütz- und hilflos diesem Grauen ausgeliefert.

Täglich kamen neue Frauen. Sie gehörten einem halben Dutzend Nationalitäten an. Die gelben Sterne, die auch sie auf ihrer Sträflingskleidung trugen, kennzeichneten sie in verschiedenen Sprachen: Jood, Jude, Juif... Die Liste war lang.

Schliesslich hörten die Deutschen auf, ständig zwischen unseren beiden Lagern zu patrouillieren, und wir begannen, Kontakte zu knüpfen. Namen wurden hinüber und herüber gerufen, und man versuchte zu erkunden, ob irgendeiner der Angehörigen auf der einen oder anderen Seite war. Manchmal entdeckte jemand Freunde oder Verwandte auf der Zeltseite, und dann wurden Kleidung oder sogar Lebensmittel über den Zaun geworfen, wenn die Wache gerade nicht in Sicht war.

Immer wieder ging ich zum Zaun und schaute nach einem vertrauten Gesicht auf der anderen Seite. Und eines Tages entdeckte ich sie! Ein herzförmiges Gesicht mit grossen blauen Augen: Ruthie. Ruthie Schönheim aus Westerbork. Sogar ohne ihre Haare und in ihrer unförmigen Sträflingskleidung konnte man sie nicht verwechseln. Auch sie sah mich, ihr Gesicht hellte sich auf und sie winkte mir zu.

«Rosie, *dich* hier zu treffen», rief sie herüber. Und ich spürte etwas von dem alten Optimismus in ihrer Stimme. Aber das Gesicht war eingefallen unter ihrem rasierten Schädel und ihre Augen lächelten nicht mehr. Wir streckten uns die Hände durch den Drahtzaun entgegen, aber die Entfernung war zu gross und wir konnten nur dastehen und uns anschauen, jede im eigenen Käfig gefangen.

Mama brach das Schweigen.

«Alles in Ordnung, Ruthie?»

Ruthie zuckte die Schultern. «Keiner hier ist in Ordnung», sagte sie. «Aber aufgeben kommt nicht in Frage.»

«Warte, Ruthie», sagte ich. «Ich hole etwas für dich.» Ich rannte zu meiner Baracke und suchte fieberhaft in meinen Sachen nach etwas, das Ruthie brauchen konnte. Ich zog einen grün-weissen Pullover aus meinem Rucksack. Oma hatte ihn für mich gestrickt, es war ein Andenken an sie. Aber Ruthie brauchte ihn mehr. Ich rannte zum Zaun zurück und warf den Pulli. Beim ersten Mal verding er sich in unserem Zaun und ich riss mir beim Herausangeln den Ärmel meines

Mantels auf. Beim zweiten Mal flog er hinüber und landete im Niemandsland. Bitte, lass niemand anderen ihn zuerst bekommen, dachte ich, aber Ruthie liess sich auf Hände und Knie nieder und zog ihn unter dem Draht hindurch. Sie schlüpfte hinein und umarmte sich fest und dieses Mal kam auch ein Lächeln aus ihren Augen.

Am nächsten Tag trafen wir uns wieder, aber ich konnte den mitgebrachten Schal nicht hinüberwerfen, weil plötzlich ein SS-Mann auftauchte und alle Gespräche unterband. Wir konnten nur herumstehen und uns schweigend ansehen. Ruthie war dieses Mal mit einer Freundin gekommen, einem zierlich kleinen Ding mit Büscheln von aschblondem Haar, das auf ihrem Kopf gerade wieder zu wachsen begann. Sie standen da, drängten sich gegen den kalten Wind aneinander und schliesslich winkten sie und wandten sich zu ihren Zelten zurück. Sie gingen sehr langsam und Ruthie stützte sich auf ihre Begleiterin.

Am nächsten Tag tauchte Ruthie nicht auf, auch am folgenden nicht und nicht am Tag darauf. Am vierten Tag endlich erblickte ich den grün-weissen Pulli weiter unten am Zaun, rannte hin und winkte. Aber es war nicht Ruthie. Es war ihre kleine blonde Freundin, die meinen Pullover trug.

«Wo ist Ruthie?», rief ich.

Sie schaute hoch und bemerkte mich, aber ihr Gesicht blieb ausdruckslos.

«Tot», sagte sie, «gestern gestorben.»

«Aber sie kann doch nicht tot sein», schrie ich und klammerte mich an den Zaun. «Sie konnte doch noch gehen! Das ist nicht wahr!»

«Doch», sagte das Mädchen, «doch. Sie war schon lange krank, aber sie setzte sich darüber hinweg. Gestern wollte sie nur noch schlafen. Sie schlief und schlief. Ich ging für uns beide Essen holen, und als ich zurückkam, war sie steif und kalt.»

Ich konnte nichts sagen. Starrte nur das Mädchen an, dieses fremde Mädchen, Ruthies Freundin, das den Pullover trug, den Ruthie hätte tragen sollen.

Das Mädchen umklammerte sich im Pullover.

«Ich habe ihn mir genommen, Ruthie brauchte ihn nicht mehr», sagte sie schlicht.

Ich schaute den Schal in meiner Hand an, den Schal, den ich heute schon zum dritten Mal zum Zaun getragen hatte. Plötzlich konnte ich es nicht länger ertragen. Ich rollte ihn zu einem Ball zusammen und warf ihn mit aller Kraft, so dass er hoch über beide Zäune flog und zu Füßen des Mädchens landete.

Sie bückte sich, hob ihn auf und hielt ihn vor ihr Gesicht. Einen Augenblick lächelte sie. Das erste Lächeln, das ich auf ihrem Gesicht sah. Dann drehte sie sich um und ging, langsam, ohne ein weiteres Wort.

Ich schaute ihr nach, aber ich nahm weder sie wahr noch die Zäune, die uns trennten. Stattdessen sah ich Ruthie und Piet, in Liebe eng umschlungen auf der Heide in Westerbork. Ruthie und Piet! Sie hätten heiraten, sich lieben sollen.

Hätten viele rothaarige Kinder mit blauen Augen und herzförmigen Gesichtern haben sollen. Stattdessen hatten sie drei oder vier schreckliche Tage und Nächte zusammen in einem dunklen, stinkenden Viehwagen verbracht und jetzt war Ruthie tot. Tot, ganz allein auf dem nackten Boden eines zugigen Zelttes. Und nur Gott wusste, wo Piet war.

Ich malte mir den Leichenkarren aus, wie er mit Ruthies Körper zwischen all den anderen Leichen aus dem Lager hinausrollte. Und da war noch nicht einmal jemand, der hinterherlief, um sie auf ihrem letzten Weg zu betrauern. Sie war weg, ihre Asche vermischt mit der vieler anderer, nicht einmal im Tode ungestört.

Kapitel 16

In der Nacht sah ich immer wieder Ruthie, wie sie sich gegen den Zaun drückte und mich rief. Und den Pullover, wie er im Stacheldraht hing. Festgehalten, gefangen wie ich. Schweissgebadet wachte ich auf.

Eines Tages erfuhren wir, dass wir umziehen mussten.

Seit einer Woche hatten Zwangsarbeiter fieberhaft rund um die Uhr gearbeitet und mehrere Reihen riesiger neuer Baracken auf dem Appellplatz errichtet. Jede andere Aktivität im Lager hatte aufgehört. Es gab keine Arbeitstrupps mehr, keine Zählappelle. Und niemand wusste, was das bedeutete.

Neugierig beobachteten wir den Fortschritt beim Bau der Baracken. Es waren keine neuen, sondern alte, verwitterte Baracken, die man irgendwo abgerissen hatte und hier wieder aufbaute. Wahrscheinlich kamen sie aus Polen wie die Frauen im Zeltlager.

Solange wir Abstand hielten, störte sich niemand daran, dass wir zuschauten, aber sobald jemand zu nahe zu kommen drohte, stürmten die Kapos Knüppel schwingend herbei. Die Kapos waren Aufseher, selber Häftlinge, doch abgebrühte Kriminelle, die damit betraut worden waren, für Ordnung im Lager zu sorgen. Die Deutschen selber zeigten

sich in diesen Tagen nur selten. Selbst der Rote Müller und Lübke, die beiden übelsten SS-Männer, kamen jetzt selten näher als bis zum Haupttor. Gerächten zufolge hatten die Deutschen Angst vor dem Typhus, der jetzt im Lager wütete. Das war wohl auch der Grund für die Auflösung der Arbeitstrupps. Man hatte uns sozusagen unter Quarantäne gestellt.

Als der Umzugstag näherkam, drangen weitere Neuigkeiten ins Lager. In unseren neuen Quartieren würden wir noch enger zusammengepfercht, und es gäbe weniger Baracken für uns, weil Platz für die Frauen aus dem Zeltlager benötigt würde. Sie kämen in unsere alten Baracken. Man beeilte sich, sie aus den Zelten zu schaffen, bevor es noch kälter wurde. Das war vernünftig, denn es war wirklich die Frage, ob man in den Zelten auch nur den ersten Schneefall würde überleben können.

Trotzdem war es schwer zu glauben, dass wir in unseren neuen Unterkünften noch beengter hausen sollten als hier. Schon mehrmals hatten wir für zusätzlichen Insassen Platz gemacht. Längst waren auch die Tagesräume der Baracken mit Etagenbetten gefüllt und die zweistöckigen durch dreistöckige ersetzt worden. Wie viele Leute kann man eigentlich in einen Raum packen?

Schliesslich kam der Umzugstag. Wir schnürten unsere Bündel und schleppten uns durch die Öffnung in dem neuen Zaun, der uns jetzt von unserer alten Unterkunft trennen würde. Die neuen Gebäude sahen seltsam unfertig aus, zum

Teil wegen der tiefen, offenen Gräben, die die Baracken umgaben.

«Die sind da, um uns darin zu verscharren», scherzte jemand grimmig. Ein bitterer Scherz; niemand lachte. Allzu leicht konnte er wahr werden.

Drinnen sah es auf den ersten Blick so aus, als ob der riesige Schuppen vollständig mit Etagenbetten gefüllt wäre. Es schien überhaupt kein Platz dazwischen zu sein. Aber schliesslich wurde uns die Anordnung klar. Die Betten waren in Zwölferblöcken zusammengestellt, drei Betten lang und vier Betten breit, und zwischen diesen kompakten Blöcken hatte man nur sehr enge Gänge gelassen.

Unsere neue Barackenälteste stand an der Türöffnung und hakte die Namen auf ihrer Liste ab.

«Sucht euch selber Betten», wiederholte sie ständig, während alles an ihr vorbeiströmte. «Und immer zwei in ein Bett.»

Zwei in einem Bett! Rasch überschlug ich. Das bedeutete, dass in jeder dieser Gruppen von dreistöckigen Etagenbetten zweiundsiebzig Menschen schlafen müssten. Es schien unmöglich.

«Wir müssen schnellstens ein anständiges Bett finden», sagte Mama, während sie mich mit sanftem Druck den Gang hinunterschob. Mit Glück fanden wir ein leeres Bett an der Aussenseite ganz oben, und ich kletterte schnell hinauf, um unseren Anspruch auf diesen Neu erwerb zu sichern. Für Leute, die beweglich genug waren, da hinaufzuklettern, wa-

ren die obersten Betten die besten. Man hatte mehr Licht und Luft da oben und konnte aufrecht sitzen und sich freier bewegen.

Langsam füllten sich die Betten. Von unserer hohen Warte entdeckte Mama eine Freundin aus ihrem Arbeitstrupp und winkte sie herüber. Ollie war Ende zwanzig. Sie teilte ihr Bett mit ihrer schon recht alten Mutter. Weil der einzige Zugang zu ihrem Bett über unseres führte, waren wir froh, Nachbarn gefunden zu haben, die wir kannten und mit denen wir uns verstanden.

Wir brauchten nicht lange, um uns einzurichten. Alles, was wir besaßen, kam unter die Matratze, die Decken oben drauf. Dann sassen wir nur da und versuchten, uns mit der neuen Situation vertraut zu machen. Die Aussichten waren trübe. Doch seit wir das Zeltlager gesehen hatten, wussten wir, dass die Talsohle noch nicht erreicht war. Es ging noch weiter abwärts.

Später versuchte Mama herauszufinden, wie es Papa ergangen war. Bei all dem Durcheinander war es nicht schwer, in eine der Männerbaracken zu kommen. Sie fand ihn ruhend auf einem der unteren Stockbetten, das er mit einem Freund aus Westerbork teilte. Papa ruhte jetzt die meiste Zeit. Die vielen Krankheiten hatten ihn sehr geschwächt.

Zu aufgereggt und nervös, um nur herumzusitzen, kletterte ich hinab, um mir einen Überblick zu verschaffen. Ich hoffte, ein paar unserer alten Freunde zu finden. Ein paar Betten weiter entdeckte ich Sarah. Sie und ihre ältere Schwester

teilten sich ein unteres Bett an der Aussenseite, während ihre Mutter sich neben ihnen ein Bett an der Innenseite mit einer Fremden teilte. Auch ein unteres Bett hatte Vorteile. Man kam einfacher hinein, alte Leute und Kleinkinder liefen nicht so oft Gefahr hinzufallen und man konnte seine Habseligkeiten unter dem Bett verstauen.

Wer das Pech gehabt hatte, nur ein Bett in der Mitte zu bekommen, hatte überhaupt keine Vorteile. Nur sehr kleine Kinder konnten im mittleren Bett aufrecht sitzen. Erwachsene aber hatten nur die Wahl, sich hinzulegen oder in den Gängen herumzustehen. Nach ein paar Tagen konnten wir die glücklosen Besitzer mittlerer Betten daran erkennen, dass sie in den Gängen herumliefen oder ihr Abendessen gegen ein Bett gelehnt im Stehen assen.

Mama und ich waren froh, Ollie als Bettnachbarin zu haben. Sie war fröhlich, findig und vernünftig. Sie und ihr Mann waren vor dem Krieg Journalisten in Prag gewesen und sie war voller Geschichten über ihre Erlebnisse. Die meisten waren sehr lustig, weil sie alles in einem komischen Licht sah. Sie waren reichlich mit Flüchen und Schimpfwörtern gespickt, und das alles in ausgeprägtem, drollig wirkenden tschechischen Akzent. Mama war es peinlich, wenn sie in meiner Gegenwart Schimpfworte benutzte, aber mir machte es unendlich Spass. Ollie behandelte mich ebenbürtig und nicht als Kind und in ihrer Gegenwart fühlte ich mich erfahrener und reifer.

Sie war es auch, die mit der grossen Insektenjagd anfang. Die neuen Baracken wimmelten buchstäblich von Ungeziefer. Dicke schwarze Wanzen lebten in den Spalten von Holzbetten, Wänden und Fussbodendielen. Und Läuse bewohnten die alten, dreckigen Matratzen. Nachts krabbelten alle zusammen aus ihren Verstecken und schlürften unser Blut. Am Tage waren sie unsichtbar, im sicheren Versteck unserem Zugriff entzogen.

«Wir brauchen eine psychologische Kriegführung», erklärte Ollie. «Wir müssen sie fangen, wenn sie nicht damit rechnen.»

Dazu nahm Ollie eine Taschenlampe, eine uralte, von Hand betriebene, die keine Batterien benötigte. Sobald das Licht zur Nacht ausgeschaltet war, setzte Ollie unter der Decke ihre Taschenlampe in Betrieb. Dann leuchtete sie mit einer plötzlichen, schwungvollen Bewegung auf den Bett- rand. Und wahrhaftig erwischte sie jedes Mal mindestens zwei oder drei der kleinen Plagegeister im Strahl ihrer Lampe. Die Wanzen waren so fett und überfressen, dass sie nicht schnell genug rennen konnten, um zu entkommen. Blitzschnell stürzte sich Ollie auf ihre Opfer und steckte sie in ein kleines Gefäss, das nur diesem Zweck diene. Meist hatte sie nach einigen Versuchen fünf oder sechs Gefangene in sicherem Gewahrsam unter dem Schraubverschluss. Dann schliefen wir ein, in dem befriedigenden Gefühl, etwas getan zu haben, um unsere Feinde zu dezimieren.

Natürlich war es Unsinn. Hunderte von ihnen lauerten noch in ihren Verstecken und all unsere Attacken waren umsonst. Morgens aber trug Ollie ihr Gefäss triumphierend zur Toilette und spülte den Inhalt hinunter, jedenfalls wenn die Toilette an diesem Tag zufällig funktionierte. Das war die einzig vernünftige Art und Weise, Wanzen loszuwerden, denn ihre harten schwarzen Panzer liessen sich nur schwer knacken.

Die Kleiderläuse waren zwar einfacher zu töten, aber schwerer zu finden. Sie waren winzig und fast vollkommen farblos: durchsichtige Pünktchen an den Nähten unserer Kleidung. Wir machten es zum Ritual, morgens vor dem Ankleiden nach ihnen zu suchen, sorgfältig jede Naht zu prüfen und dann die lästigen Insekten zwischen den Fingernägeln zu zerquetschen. Und jedes Mal erfüllte uns das Knackn mit Befriedigung.

«Affenarbeit», nannte es Ollie.

«Ich fühle mich sowieso wie im Zoo», meinte ich und sah vor mir das Bild: ein Käfig voll Läuse suchender Affen, die miteinander schwatzten und ihre Essenshappen voreinander versteckten. Mussten Aussenstehende uns nicht so sehen?

Der Affenvergleich wurde noch treffender, als wir begannen, uns gegenseitig die Haare abzusuchen. Das war es, was ich am meisten fürchtete. Ich erinnerte mich noch gut, wie schrecklich ich die Turbane in Westerbork gefunden hatte, die die Frauen und Kinder nach der Behandlung gegen Kopfläuse getragen hatten.

Mein eigenes Haar war seit jenem lange zurückliegenden Tag in Amsterdam, als Herr Hemelrijk es geschnitten hatte, schulterlang nachgewachsen. Sowohl in Westerbork als auch hier in Belsen hatte ich mir all die Jahre hindurch äusserste Mühe gegeben, meine Haare sauber zu halten. Aber eines Morgens entdeckte Mama doch die verräterischen Zeichen. Läuse konnte man nicht sehen, sie waren zu klein. Aber ihre Eier konnte man erkennen: winzige graue Pünktchen, jedes sorgsam an ein einzelnes Haar geklebt. Diese Eier liessen sich nicht herauswaschen oder herauskämmen. Es blieb nichts übrig, als sich entweder eine Glatze schneiden zu lassen oder sie mit einem scharfen Antiseptikum zu behandeln.

Mama wusste sehr wohl, was ich vom Haareschneiden hielt.

«Wir werden Madame Sophia fragen», schlug sie vor. «Vielleicht hat sie ja noch etwas von dem starken Zeug in ihrer geheimnisvollen Flasche. Vielleicht lässt sie mit sich handeln.»

Madame Sophia war eine der Griechinnen und das geheimnisvolle Desinfektionsmittel in der grossen braunen Flasche war vermutlich Lysol. Jedenfalls war Madame Sophia in der alten Baracke eine Zeit lang sehr begehrt wegen ihres starken Gebräus.

Es war nicht leicht, Madame Sophia unter den fünfhundert Frauen im neuen Lager zu finden, denn sogar die Griechinnen waren durch den Umzug in alle Richtungen verstreut worden. Schliesslich fanden wir sie in einer abgeleg-

nen Ecke, und sie war bereit, die Behandlung als Gegenleistung für ein Paar Wollhandschuhe durchzuführen. Sie gab uns Anweisungen, was wir brauchen würden: Handtuch, Seife und so etwas wie einen Baumwollschal. Sie selbst schaute, ob sie auf dem kleinen Eisenherd etwas Wasser warm machen konnte.

Dann trafen wir uns im Waschraum. Wir warteten auf einen freien Wasserhahn, denn es gab nie genug Wasser für alle. Während ich mich über das eiserne Waschbecken beugte, goss Madame Sophia vorsichtig etwas von dem kostbaren Zeug aus ihrer Flasche auf mein Haar.

«Reiben», erklärte sie Mama, «kräftig reiben.»

Mama rieb und wusch mein Haar unter den wachsamen Augen von Madame Sophia sparsam mit dem bisschen lauwarmen Wasser aus der Schale. Dann spülte sie noch einmal mit kaltem Wasser nach, was mir einen Schrei entlockte, und wickelte mir schliesslich ein Handtuch um den Kopf.

«Ich hoffe, du holst dir nicht den Tod, wenn du hier mit deinen nassen Haaren in der Kälte sitzt», seufzte sie.

Madame Sophia durchzog mein Haar mit der feinen Hälfte meines Kammes. Sorgfältig prüfte sie ihn.

«Ich glaube, wir haben es geschafft», sagte sie. «Die Eier lassen sich herauskämmen. Es ist schon ein starkes Zeug, dieses Antiseptikum.»

Ich wickelte mir den Schal um den Kopf, teils um mich

warm zu halten, teils um meine Haare vor neuen Läusen zu schützen. Von jetzt an würde ich meine Haare immer bedeckt halten.

Die Tage schleppten sich dahin, einer wie der andere. Weder gab es etwas zu tun noch irgendeine Abwechslung. Draussen schneite es ab und zu und der Schnee füllte die Gräben und verwandelte die Wege in knöcheltiefen Schlamm. Der Latrinengang wurde zur Expedition.

Mama hatte zu tun, weil Papa schon wieder einen Anfall von Lagerfieber erlitten hatte. Inzwischen war er fast ständig im Bett und zu langem Stehen zu schwach. Mama ging oft zu ihm und sah nach, ob er sein Essen erhalten hatte, oder sie brachte ihm etwas Wasser in der grünen metallenen Flasche, die noch aus Westerbork stammte. Für das Wasser stand sie sehr früh auf, schon vor dem Morgengrauen, um sich an dem einzigen funktionierenden Wasserhahn anzustellen, den es noch im Lager gab. Im Waschraum tröpfelte inzwischen aus allen Wasserhähnen nur noch ein bisschen rostige Brühe und der Leitungsdruck schien von Tag zu Tag abzunehmen. So machte Mama ihren Gang jeden Morgen zwei Mal, erst für Papa und dann noch einmal für uns beide. Wie sie das schaffte, weiss ich nicht. Es kostete schon so viel Mühe, auch nur den Tag zu überleben. Mir war, als versänke ich mehr und mehr in fast krankhafte Teilnahmslosigkeit.

Silvester öffneten wir bedenkenlos unsere letzte Sardinendose. Papa kam sogar herüber, um sie mit uns zu teilen.

«Ab jetzt gibt's nur noch Lagerration», seufzte Mama. Als ob wir bisher nur solche Delikatessen geschlemmt hätten.

«Es kann nicht mehr lange dauern», sagte Papa.

«Die Russen kommen rasch voran.»

«Und die Deutschen sind in so mieser Stimmung, da muss es schlecht für sie laufen», sagte ich.

«Vielleicht werden wir am Ende doch noch ausgetauscht», hoffte Mama.

Papa und ich lächelten uns hinter ihrem Rücken zu. Der Austausch für Deutsche aus Südamerika war unsere Hoffnung und unser Traum gewesen, als wir gerade nach Belsen gekommen waren. Inzwischen war fast ein Jahr vergangen. Nur Mama klammerte sich immer noch hartnäckig an diese Hoffnung.

1945 begann genauso schlecht, wie 1944 geendet hatte. Es schien unerträglich, wieder ein ganzes Jahr vor sich zu wissen. Das war mein dritter Neujahrstag in einem Lager und die Zeit dehnte sich wie eine Ewigkeit vor mir aus. Nicht einmal von den hoffnungsvollen Gerüchten über das Vorücken der russischen Armee wollte ich etwas hören. Drei lange Jahre hatte ich gehofft und gehofft und jetzt war ich müde.

Das Einzige, was ich noch wollte, war, mit Notizblock und Bleistift auf meinem Bett sitzen und Seite um Seite mit

Skizzen, Gedichten und rasch hingeworfenen Tagebucheinträgen füllen.

Es war noch immer das ganz normale Schulheft aus Holland. Allmählich näherte ich mich den letzten Seiten, und ich fürchtete den Moment, an dem ich kein Papier mehr haben würde, um meine Gedanken festzuhalten. Gedichteschreiben war eine Art Flucht, eine Flucht, die weder Zäune noch Wachtürme aufhalten konnten. Auf meiner Hälfte meines Bettes in der drangvollen Enge der Baracke sitzend und umgeben von all meinen irdischen Besitztümern, entfloch ich zu entferntesten Orten, wo die Welt noch weit und schön war und nichts Böses und Gemeines mich erreichen konnte.

Und dann bekam auch ich das Lagerfieber. Es begann mit Krämpfen, Frösteln und Zähneklappern während der Nacht und morgens konnte ich kaum vom Etagenbett hinunterklettern und mich auf den Weg zur Toilette machen.

Jetzt hatte Mama zwei Patienten. Sie zeigte selber schon Anzeichen der Krankheit – fast jeder im Lager litt daran –, aber das verdrängte sie, weil Papa und ich ihre Hilfe brauchten.

Ich blieb im Bett, schlief, wenn ich fieberte, und setzte mich auf, wenn ich mich ein bisschen besser fühlte. Mama brachte mir jeden Tag meine Schüssel Suppe, aber ich war jetzt nicht einmal mehr hungrig, und der Rübengeruch verursachte mir Brechreiz. Das Einzige, was ich noch wollte, war in mein Tagebuch kritzeln. Ich schrieb über wogende

Weizenfelder, wie sie mir aus den Sommern meiner Kindheit in Erinnerung waren, über schattige Bäume und ein stilles, blaues Meer unter Sternenhimmel. Vielleicht war es das Fieber, das diese Fantasien erzeugte, vielleicht auch meine Sehnsucht, die unerträgliche Wirklichkeit auszulöschen.

Auch an den Tod dachte ich während dieser Krankheitstage. Wozu Angst vor dem Tod?, fragte ich mich. Würden wir nicht so oder so, Stück für Stück, einen langsamen Tod durch Verhungern sterben?

Sterben war leichter als leben, viel leichter, jedenfalls in Belsen. Ich konnte mir leicht vorstellen, mich zurückzulegen, meine Augen zu schliessen und einfach in den Tod zu schlafen – so wie Ruthie. Wirklich schwer war, unaufhörlich das zu tun, was einen vom Sterben abhielt, die unendliche Mühe, sich Tag für Tag am Leben zu erhalten. Was würde Oma jetzt sagen?, fragte ich mich. Würde sie immer noch glauben, das Leben sei ein Abenteuer und interessant?

Doch ich hatte ein schlechtes Gewissen bei meinen Gedanken. Natürlich würde Oma sagen, ich solle weiterkämpfen, genau wie meine Eltern kämpften, um füreinander und für mich zu leben. Auch bei einer noch so geringen Aussicht auf Befreiung mussten wir um unser Überleben kämpfen.

Eines Nachts wachte ich von einem Albtraum auf, mein Mund war trocken, das Blut pochte schmerzhaft in meinen Schläfen. Neben mir schlief Mama, die Decke über sich gezogen, ihre Arme schützend über mich gelegt. Sie war mir

so nah, wie man sich nur nah sein konnte, doch ich fühlte mich sonderbar allein – allein inmitten dieser Vielzahl schlafender Frauen. Ich war wie isoliert, ganz für mich in in meinem Affenkäfig.

Und plötzlich war ich wütend, traurig und voll Angst zugleich. Ich merkte, dass ich betete, aber nicht meine Kindergebete, auch nicht die rituellen Gebete, die ich so mühsam von Lewis zu lernen versucht hatte. Es war eine andere Art Gebet, eine wortlose Verbindung mit etwas, das grösser war als ich und doch tief in meinem Inneren. Diese Gefühle überraschten mich, denn an Gott hatte ich mehr und mehr gezweifelt. Ein gerechter Gott würde all das Unrecht an uns nie zulassen. Egal, was Sarah sagte.

Und doch wollte ich, dass Sarah Recht hatte. Ich wollte glauben, wollte verzweifelt glauben. Die Uhr lief ab, und jetzt war der Augenblick gekommen, wo Gott ein Wunder bewirken musste.

Du musst jetzt etwas geschehen lassen, Gott, betete ich. Wenn du willst, dass ich weiterlebe, liegt es jetzt an dir!

Und auf einmal, mitten in meinem Aufbegehren, fühlte ich eine wunderbare Ruhe. Irgendetwas würde geschehen, bald, dessen war ich mir sicher. Ich legte mich zurück und schloss die Augen. Ich schlief gut in dieser Nacht, tief und traumlos. Und als irgendetwas an meinem Bewusstsein rüttelte, um mich zu wecken, wehrte ich mich dagegen, in die Wirklichkeit zurückzukehren.

Aber das Rütteln war echt und hörte nicht auf. Halb öffnete ich die Augen und sah Mamas Gesicht über mir. Sie turnte völlig angezogen auf dem mittleren Bett und zerrte an meinen Schultern, um mich aufzuwecken.

«Wach auf, Rosemarie, wach auf», sagte sie eindringlich. «Du musst aufwachen und dich anziehen. Es ist sehr wichtig. Wir dürfen keine Zeit verlieren.»

Kapitel 17

Ich versuchte, mich aufzurichten, zu schläfrig, um zu verstehen, was Mama mir gerade sagte. Neben mir erhob sich Ollie.

«Hast du den Verstand verloren, Louise?», fragte sie.

«Das Kind hat Fieber.»

«Die Austauschkommission ist da», sagte Mama. «Endlich sind sie wirklich da! Sie wollen alle mit einem südamerikanischen Pass sehen.»

«Woher weisst du das?», fragte ich und griff nach meiner Skihose.

«Ich habe sie gesehen. Eine ganze Gruppe. Hohe Tiere, mit viel Gold an den Mützen und Orden auf der Brust. Eben richten sie eine Art Büro in der Krankenstation ein.»

«Aber warum muss Rosie gehen?», fragte Ollie. «Kannst du ihnen nicht einfach erklären, dass sie im Moment krank ist? Zeige ihnen doch einfach ihren Pass.»

Mama schüttelte den Kopf. «Nein, sie muss mitkommen. Ich kann es nicht erklären, es ist nur so ein Gefühl. Es ist besser, wenn wir alle zusammen bei der Kommission erscheinen.»

Sie wandte sich wieder zu mir. «Beeil dich, Rosie. Ich habe Papa auch Bescheid gesagt. Wenn wir dort sind, bevor

es öffentlich verkündet wird, müssen wir nicht so lange Schlange stehen.»

Während Ollie immer noch den Kopf schüttelte, zog ich meinen Pulli an und begann, mir die Stiefel zuzubinden. Mama half mir vom Bett. Meine Knie waren noch wackelig und mir war schwindelig vom langen Liegen.

Mama nestelte an mir herum, brachte meinen Schal in Ordnung und zog ihn hoch über mein Kinn.

«Hast du deine Handschuhe?», fragte sie mich wie eine Fünfjährige. «Los, komm! Steck deine Hände in die Taschen, damit sie warm bleiben.»

Draussen vor der Baracke verschlug mir die frische, kalte Luft fast den Atem. Nach so vielen Tagen in dem verbrauchten, stickigen Barackenmief war die herrliche Frischluft fast zu rein für mich.

Ich musste mich auf Mama stützen. Es war nur zwei Baracken weiter, aber der Weg schien endlos. Welch eine Anstrengung, auch nur einen Fuss vor den anderen zu setzen! Und Mama sollte nicht merken, wie schwer es mir fiel.

In der Krankenstation hatte sich schon eine lange Schlange gebildet. Papa war auch da. Ich hatte ihn tagelang nicht gesehen und war entsetzt über sein Aussehen. Er schien geschrumpft, und sogar seine schwarze Mütze, die ihm jetzt halb vor den Augen hing, sah zu gross aus. Sein Gesicht erschien darunter noch schmaler und blasser und tiefe Falten hatten sich um Augen und Wangen gebildet.

Er gab mir einen Kuss und zog mich in die Schlinge. Krampfhaft versuchte er, so zu tun, als ginge es ihm gut, aber man sah ihm an, wie schwach er war. Immer wenn er dachte, Mama und ich schauten nicht hin, lehnte er sich einen Moment lang zum Ausruhen an die Wand.

Langsam bewegte sich die Schlange vorwärts. Hinter uns wuchs sie schnell, sobald sich die Nachricht über die Kommission im Lager verbreitete. Endlich waren wir an der Reihe. Vier hochrangige SS-Offiziere und ein Zivilist saßen in dem provisorischen Büro hinter dem Tisch und blättern in Stapeln von Listen und Akten. Mit prüfendem Blick schauten sie uns an, ehe sie uns die Pässe aus der Hand nahmen. Unwillkürlich machte ich mich ein bisschen größer und zog meine Schultern zurück. Sie nahmen sich viel Zeit, die Pässe zu studieren und unsere Namen mit denen auf der Liste zu vergleichen. Der Rote Müller war auch da, versuchte, bei den Kommissionsmitgliedern Eindruck zu schinden, und stierte von Zeit zu Zeit zu uns herüber. Als ich ihn sah, musste ich wieder an den Vorfall mit den Nadeln denken, und ich hoffte, er würde mich nicht bemerken.

Der Zivilist war der Sprecher der Gruppe.

«Brenner: Charles, Louise, Rosemarie», las er von der Liste ab.

«Sind Sie alle drei willens und bereit, den Austauschtransport morgen früh anzutreten?», fragte er.

«Ja, ganz sicher», sagte Mama mit fester Stimme.

«Dann melden Sie sich mit Ihren Sachen um sieben

Uhr morgen früh am Haupttor. Wir fahren pünktlich.
Der nächste!»

Wir waren entlassen.

«Geschafft! Gott sei Dank», sagte Mama draussen. Sie war fast ein neuer Mensch. Ihr Gesicht war lebendig und ihr Gang hatte neuen Schwung. Ich wünschte, ich hätte mich genauso freuen können wie sie. Aber mein Inneres war wie taub.

Das kann gar nicht wahr sein, sagte ich mir. Es ist ein Trick. Sie werden uns doch nicht gehen lassen.

Ich wollte mich nicht freuen. Weil ich am Ende nicht enttäuscht sein wollte.

«Seid ihr auf der Liste?», fragte uns eine Frau. Als Mama nickte, lächelte sie. «Wir auch! Aber den Goldsteins vor uns wurde gesagt, sie könnten nicht mit, weil zwei von ihnen krank im Bett wären. Sie nehmen nur Transportfähige.»

Ich schaute Mama an. «Wie bist du bloss darauf gekommen?», flüsterte ich. Mama zuckte die Schultern. «Reine Intuition», sagte sie.

Wieder zurück in der Baracke, hiess Mama mich hinlegen und ausruhen. «Du wirst morgen all deine Kräfte brauchen», erklärte sie. Ollie half ihr packen. Sie hatte keinen südamerikanischen Pass, keine Chance wegzukommen.

Ich war froh, dass Ollie für mich packte. So brauchte ich mir wenigstens keine Gedanken zu machen. Ich war zu müde zu denken, zu überlegen, zu müde auch zu hoffen.

Am Morgen umarmte Ollie uns. «Viel Glück», sagte sie leise. «Nach dem Krieg hören wir voneinander. Denkt an uns, wenn ihr frei seid. Wo schicken sie euch überhaupt hin?»

«In die Schweiz, glaube ich», sagte Mama. «Wir sollen anscheinend gegen Deutsche aus Südamerika ausgetauscht werden.»

«Die Schweiz!», sagte Ollie träumerisch. «Ich habe die Schweizer Berge immer geliebt. Grüss die Alpen von mir.»

«Der Krieg ist bald vorbei», sagte Mama. «Halt durch bis dahin.»

Ich sagte nichts. Der Kloss in meinem Hals war zu dick. Was soll man auch zu Freunden sagen, die man an so einem Ort zurückliess?

Ich wagte kaum, zu Ollie zurückzublicken. Wie würde ich mich fühlen, wenn es umgekehrt wäre? Andererseits: Es musste ja nicht stimmen, dass sie uns in die Schweiz schickten. Vielleicht brachten sie uns an einen noch schlimmeren Ort. Wer konnte denn glauben, was die SS sagte?

Am Tor schaute ich, wer alles dabei war. Ich entdeckte Sarah und ihre Familie und wir winkten uns zu. Es gab mir etwas Zuversicht, dass ich eine Freundin sah.

Und auf einmal konnte ich es kaum erwarten wegzukommen. Selbst wenn alles Lüge war, wenigstens passierte jetzt etwas. Es ging los! Wir liessen Belsen tatsächlich für immer hinter uns.

Ich schritt schneller aus, als ob mein eigenes Tempo die schleichende Kolonne hätte antreiben können. Wir werden wissen, was los ist, wenn wir zum Zug kommen, dachte ich. Sind es Viehwaggonen, wird unsere Zukunft mit Sicherheit auch nicht besser sein.

Mein Gott, warum bewegten sich die anderen so langsam? Am Badehaus legten wir einen Halt ein für eine letzte Dusche, eine letzte Desinfektion unserer Kleidung. In mir brodelte es. Diese Verzögerungen! Es war gemein. Es war unerträglich!

Dann kriegten wir noch eine Suppe. Noch eine Verzögerung! Aber die Suppe war reichhaltig und heiss, voller Gemüse, von dessen Existenz ich schon gar nichts mehr wusste, sogar mit Fleischstücken. Ich starrte die Suppe an. Konnte das alles etwa doch wahr sein? Sie würden uns doch nicht so eine Suppe geben, wenn sie uns nicht in die Freiheit schickten!

«Träum nicht, iss!», sagte Mama. Ich ass einen Löffel und noch einen. Ja, die Suppe war echt. Alles war echt! Wir führen in die Schweiz!

Alles um mich herum verschlang die Suppe, schlürfte sie hastig hinunter und nahm kaum wahr, wie versalzen sie war. Wer scherte sich schon um ein bisschen Salz? Nichts zählte, ausser dass unsere Mägen voll waren.

Der Rote Müller kam in den Raum und schaute finster. «Beeilung, Beeilung», rief er. «Ein bisschen zack, zack, wenn ihr wegwollt! Langweiler können wir nicht gebrauchen. Antreten, marsch, marsch!»

«Schau nur», sagte Mama, «er bebt vor Zorn, dass wir seinen Klauen entkommen!»

Wir traten zum Abmarsch an.

Nach der Suppe und dem Bad waren meine Beine schwer wie Blei und ich erinnerte mich an den langen Fussmarsch bei der Ankunft. Aber dann sah ich die Lastwagen weiter vorn auf der Strasse. Diesmal durften alle fahren.

Der Zug wartete am Bahnhof. Ein Personenzug! Gekennzeichnet mit dem Roten Kreuz. Es gab sogar ein paar Zweitklasse-Abteile.

«Jetzt fange ich wirklich an zu glauben, dass alles wahr ist», sprach Sarahs Mutter meine Gedanken aus. Gemeinsam drängten wir uns in ein Abteil.

Sarahs Vater schüttelte den Kopf. «Ich glaube es erst, wenn wir in der Schweiz ankommen.»

Und dann fuhren wir. Und langsam entschwanden die verschneiten Bahnsteige des Bahnhofs Celle unserem Blick.

Wir verstauten gerade unsere paar Habseligkeiten in den Gepäcknetzen, als zwei Männer von uns, die zu Transportleitern bestimmt worden waren, durch den Zug kamen.

Eigentlich zur Kontrolle.

«Grosse Neuigkeit: Sterne abnehmen!», riefen sie laut. «Befehl vom SS-Kommandanten persönlich! Alle Sterne sollen ab, sobald der Zug losfährt!»

Unsere Sterne abnehmen! Dann war es wahr! Es war wirklich wahr! Wir würden ausgetauscht werden. Wir reisten in die Freiheit!

Wir rissen die Sterne ab, und es war uns egal, ob unsere Kleidung dabei Löcher bekam. Wo die Sterne gesessen hatten, sah man ihre Umrisse noch auf den Kleidern, wie hineingätzt, weil der Stoff um die elenden Abzeichen herum durch das jahrelange Tragen ausgebleicht war.

Der Zug rollte, Kilometer um Kilometer endlos an schneebedeckten Feldern vorüber. Sarah und ich schauten aus dem Fenster, begierig auf alles Neue, auf Eindrücke von der Aussenwelt nach so langer Zeit hinter Stacheldraht. Alles schien aufregend, selbst ein altes Bauernhaus oder eine schäbige Scheune.

Der Durst setzte ein paar Stunden später ein. Wir begannen ihn ungefähr alle zur gleichen Zeit zu spüren. Hunger hatten wir nicht, aber wir wollten etwas zu trinken.

Sarah ging nachschauen. Niedergeschlagen kam sie zurück. Es gab im Zug nichts zu trinken. Die Wasserhähne am Ende der Wagen waren trocken. Im ganzen Zug gab es kein Wasser. Und in allen Abteilen waren durstige Menschen. Schrecklich durstige.

«Es war die Suppe», sagte Mama. «Erinnert ihr euch, wie salzig sie war? Das war die letzte Rache vom Roten Müller.»

Sicher erinnerten wir uns an die Suppe. Gierig hatten wir sie verschlungen, das Salz kaum wahrgenommen, weil sie so dick und reichhaltig war. Und jetzt litten wir. Litten stundenlang. Meine Zunge fühlte sich wie Leder an oder wie Baumwolle, sie klebte am Gaumen. Ich versuchte, mich ab-

zulenken, aus dem Fenster zu schauen, die vorbeisausenden Telegrafmasten zu zählen. Aber sogar der Schnee liess mich an Wasser denken. Grosse Gläser voll Wasser, klar und kalt. Und je mehr ich daran dachte, desto ausgetrockneter fühlte ich mich.

Erst spät abends brachten die Deutschen endlich etwas zu essen und zu trinken zum Zug. Wir stürzten uns auf die Getränke und verschütteten in unserer Hast wertvolle Tropfen. Aber ein Rest des schrecklichen Durstes blieb. Eine kleine Tasse Ersatzkaffee konnte ihn nicht löschen.

Es war eine seltsame Irrfahrt. Oft hielten wir, immer auf freier Strecke. Obwohl wir uns im Zug frei bewegen konnten, durften wir nicht aussteigen, bei keinem der Stopps. Die Türen waren verschlossen, und wenn jemand ein Fenster öffnete und sich zu weit hinauslehnte, erschien sofort ein Bewaffneter und winkte ihn zurück. Auch ohne unsere Sterne waren wir noch immer Gefangene.

Überall fuhren wir an Ruinen vorbei, Fabriken in Trümmern, Benzindepots, bis auf die Grundmauern zerstört. Mit solch einer Verwüstung hatten wir nicht gerechnet. Nichts, was an Nachrichten ins Lager gesickert war, hatte uns darauf vorbereitet, Deutschland dermassen zerstört vorzufinden. Die Flugzeuge, die wir hoch über unserem Lager hatten vorbeiziehen sehen, hatten ganze Arbeit geleistet.

«Schaut euch das an», sagte Papa, «diese unglaubliche

Zerstörung – und die SS hatte nichts Besseres zu tun, als sich um ein paar Juden in ihren Lagern zu kümmern. Sie müssen wahnsinnig sein! Vollkommen wahnsinnig!»

Von Zeit zu Zeit hörte man in einer Stadt, durch die wir fuhren, die Sirenen heulen. Dann hielt der Zug und unsere Wachen verschwanden in Luftschutzbunkern. Wir blieben in unserem verschlossenen Zug auf den Gleisen, ein prächtiges Ziel. Es war kein gutes Gefühl dazusitzen, während überall um uns herum Bomben explodierten. Manche fielen so nah, dass der Zug erbebt. Wir sitzen in der Falle, dachte ich. Wir konnten nicht heraus und weglaufen. Das würde den Wachen so gefallen! Wahrscheinlich hofften sie sogar, dass wir getroffen würden!

Kreuz und quer fuhren wir durch Deutschland und brauchten Tage für eine Reise, die eigentlich nicht mehr als einen einzigen hätte dauern sollen. Zerbombte Gleise machten Riesenumwege notwendig.

Eines Nachts fuhren wir auch durch Berlin, wo wir an einem verlassenem Vorortbahnhof hielten. Selbst hier waren die Zerstörungen ungeheuerlich. Zerbombte Wohnblocks säumten den Bahnhof und leere Fenster und Türen gaben den Blick auf das öde Innere frei. Ich betrachtete diese Häusergerippe mit einer sonderbaren Mischung aus Schrecken und Befriedigung. Geschah ihnen recht, dachte ich. Mein Gott, schau dir das an! Die Deutschen haben bekommen,

was sie verdienten. Und dann schauderte ich bei dem Gedanken, solch eine Bombennacht durchleben zu müssen.

Wir fuhren und fuhren in Richtung Süden. Irgendwann begann Sarahs Vater, der vor dem Krieg viel in Deutschland gereist war, die Bahnhofsschilder vorzulesen, die an uns vorüberflogen.

«Wir nähern uns der Schweiz», sagte er schliesslich.

«Es ist nicht mehr weit.»

Die Schweiz! Ich konnte kaum stillsitzen. Allen anderen ging es genauso. Man lief zwischen den Abteilen hin und her, redete über jeden Hinweis auf die Grenze und erklärte, wie nah wir ihr waren.

Als wir wieder anhielten, kurz hinter einem kleinen Weiler, war Sarahs Vater sich sicher.

«Das ist der letzte Halt vor der Schweizer Grenze. Ich erinnere mich an den Namen. Ich bin schon einmal auf dieser Strecke gefahren. Die Grenze kann nicht mehr als ein, zwei Kilometer entfernt sein.»

Zwei Kilometer bis zur Freiheit. Ich wollte schreien, weinen, herumrennen, alles zur gleichen Zeit. Aber Mama legte mir die Hand auf den Arm.

«Bleib ruhig, Rosie», sagte sie, «wir haben genug Zeit zum Jubeln, wenn wir da sind.»

Der Zug fuhr wieder an. Ich konnte das widerwillige Kreischen der Räder und das Zischen des entweichenden Dampfes der Maschine hören und spürte den Druck, als wir wieder Fahrt aufnahmen. Wir drängten uns ans Fenster und verrenkten die Häuse, um den ersten Blick auf Schweizer Boden zu werfen.

Plötzlich hielt der Zug wieder mit einem Ruck, wir stießen aneinander und Gepäck fiel aus den Netzen. Draussen war nichts zu sehen. Nichts ausser einem kleinen Wäldchen mit schneebedeckten Bäumen. Was war los? War das die Grenze? Die Schweiz?

Ich bemerkte kaum die Bewegung, als der Zug in die Gegenrichtung zu fahren begann. Unmerklich rollte er rückwärts, und es dauerte einige Augenblicke, bevor ich verstand, dass die Landschaft draussen in der falschen Richtung an unseren Augen vorbeizog.

Wir sassen erstarrt und stumm. Niemand wagte ein Wort, niemand sprach unsere Furcht aus.

Dann waren wir zurück in dem kleinen Bahnhof, den wir eben noch so glücklich verlassen hatten. Deutsche umstellten den Zug.

«Aussteigen, aussteigen!», schrien sie. «Mit allen Sachen aus den Abteilen! Alle raus und hier antreten!»

Wir gehorchten und mussten daran denken, wie wir vor ungefähr einem Jahr genauso an einem verschneiten Bahnsteig ausgestiegen waren. Wir traten an, wie wir es in Belsen gelernt hatten. Fünferreihen waren uns ins Blut übergegangen. Dann warteten wir.

Die SS-Offiziere verhandelten mit unseren Transportleitern. Sie gestikulierten und zeigten erst auf ihre Namenslisten, dann auf den Zug und dann auf uns, die wir im Ungewissen verharrten.

Endlich kamen die Transportleiter zu uns.

«Es gibt nicht genug Deutsche für den Austausch auf der

Schweizer Seite», berichteten sie. «Einige müssen hierbleiben. Hier ist die Liste.»

Langsam rief er die Namen auf und wartete jedes Mal auf eine Bestätigung. Ich hörte die Menschen stöhnen und seufzen, wenn sie ihre Namen hörten und zur Seite treten mussten. Ich hielt den Atem an, wünschte, dass unser Name übergegangen, betete, dass er nicht aufgerufen würde. Die Namen kamen nicht in bestimmter Reihenfolge, sodass man sich nie in Sicherheit wähen, nie aufatmen konnte. In meinen Taschen drückte ich uns die Daumen, als ob diese kindische Beschwörung das Schicksal würde aufhalten können.

Ich hörte, wie Sarahs Name aufgerufen wurde, und während ich mich noch nach ihr umdrehte, verpasste ich beinahe unseren eigenen Aufruf. Mama zupfte mich am Ärmel und zog mich aus der Reihe. Wir waren fast die Letzten. Die Liste war zu Ende.

«Alle anderen zurück in den Zug», befahlen die SS-Leute. Benommen sah ich die anderen, Glücklichen, wieder in den Zug steigen. Durch die Fenster sah ich sie in den Abteilen Platz nehmen und das Gepäck wieder in den Netzen verstauen. Jemand öffnete ein Fenster und warf ein Paket heraus, das einer Frau auf dem Bahnsteig gehörte. Es platzte auf und Pullover und Schuhe fielen in den Schnee. Sie sammelte alles auf und presste die Sachen an sich, als ob sie ein verlorenes Kind wiedergefunden hätte, während ihr die Tränen über die Wangen liefen.

Dann setzte sich der Zug in Bewegung, langsam erst,

dann immer schneller. Menschen lehnten sich aus den Fenstern und winkten uns zum Abschied. Auf Wiedersehen!
Die Hoffnung enteilte. Dann war da nur noch ein Umriss, ein schwarzer, verschwommener Umriss, der eine weisse Dampfwolke hinter sich herzog und davonfuhr. Davonfuhr in Richtung Schweiz.

IV Biberach 1945

Kapitel 18

Es lag wohl am Fieber, jedenfalls hatte ich später Mühe, mich zu erinnern, was geschah, nachdem der Zug in der Kurve verschwunden war. Es gab nur Erinnerungsfetzen, Bruchstücke von Szenen, die von Zeit zu Zeit in mein Bewusstsein drangen, doch alles sehr verschwommen und verwirrt.

Ich erinnere mich noch, dass ich mich auf den Rucksack setzte, weil meine Füße mich nicht mehr tragen mochten. Mein einziger Gedanke war, dass sie uns zurückschicken würden, zurück nach Belsen, und diese Vorstellung konnte ich nicht ertragen.

Wie lange wir auf dem Bahnhof warteten, weiss ich nicht mehr, aber es müssen Stunden gewesen sein, denn das Nächste, woran ich mich erinnere, war, dass es dunkel wurde und zu schneien anfang. Dicke Flocken wirbelten im Schein der Lampen.

Dann gingen wir durch die verlassen Strassen einer kleinen Stadt. Es gab richtige Häuser, Lichtstrahlen fielen aus verdunkelten Fenstern und hin und wieder blieb ein Vorübergehender stehen und begaffte unsere zerlumpte Gruppe. Die Menschen blieben allerdings nicht lange stehen, denn sobald sie die SS bei uns bemerkten, lösten sie sich in der Dunkelheit auf.

Der Weg war nicht weit. Rasch standen wir vor einem

vier- oder fünfstöckigen Gebäude und traten ein. Meine Knie versagten mir fast, als wir uns eine riesige Treppe hochquälten. Vielleicht schien sie mir auch nur so hoch und breit, weil mir das Steigen so schwerfiel. Das Letzte, woran ich mich noch erinnern kann, ist ein Bett, zwar wieder ein Stockbett, aber mit einer richtigen Matratze und einem sauber bezogenen Kopfkissen. Ich erinnere mich an den Geruch von Sauberkeit, den dieser Kissenbezug ausströmte. Aber wie ich ins Bett kam, ob ich mich auszog oder einfach in meinen Kleidern blieb, weiss ich nicht mehr. Ich schlief, und wenn ich Albträume hatte, habe ich auch daran keine Erinnerung mehr.

Drei Tage später war ich wieder auf den Beinen. Meine Knie waren weich wie Pudding, aber mein Kopf war wieder klar genug, um wissen zu wollen, was ich verpasst hatte.

Mama erklärte mir alles. Wir befanden uns in einer Kaserne der Wehrmacht, und der Kommandant hatte drei Tage lang mit der SS gestritten, was mit uns werden sollte. Die SS wollte uns zurück nach Belsen schicken, aber die Leute von der Wehrmacht blieben dabei, dass sie keine Züge übrig hätten. Inzwischen lag die Hälfte unserer Gruppe darnieder – aus Erschöpfung, durch Durchfall oder Fieber. Und drei Menschen waren in der ersten Nacht nach dem Genuss von Tellern voll köstlicher, dicker Erbsensuppe gestorben. Zu viel auf einmal kann ein ausgehungertes Magen nicht vertragen.

Inzwischen war eine Entscheidung gefallen. Wir sollten in ein nahegelegenes Lager für Zivilinternierte geschickt werden, ein Lager unter Aufsicht des Internationalen Roten Kreuzes.

Mir war völlig egal, wohin es jetzt ging, solange es nicht Belsen war. Der Schock, so nah an der Schweizer Grenze aus dem Zug geholt worden zu sein, war immer noch nicht überwunden. Mir war alles gleichgültig. Ich fühlte mich dumpf und leer.

Papa kam mit der Nachricht, dass es heute Nacht noch weitergehen sollte. War er noch mehr abgemagert, seit ich ihn das letzte Mal gesehen hatte? Mechanisch half ich Mama, die Rucksäcke wieder zu packen, aber ich war so langsam, dass sie mich schliesslich fortscheuchte.

Von unserem Fenster im vierten Stock schaute ich dem Verkehr auf der Strasse zu. Es war eigenartig, wieder eine richtige Stadt mit Autos und Lastwagen zu sehen, mit Menschen, die ihren täglichen Geschäften nachgingen. Würde ich selber je wieder durch die Strassen einer Stadt gehen, nach Hause gehen, in ein echtes Haus mit Möbeln und allem, was hineingehörte? Wenn ich meine Augen schloss, sah ich unser Haus in Amsterdam vor mir, das Wohnzimmer mit dem roten Teppich und den weichen Samtkissen auf dem Sofa. Ich roch förmlich die Kekse, die Oma in der Küche backte. Doch dann überfiel mich, dass Oma ja tot war, dass unsere Möbel verschwunden waren und dass nichts je wieder so sein würde wie früher.

Es dämmerte, als uns schliesslich gesagt wurde, dass wir uns fertig machen sollten. Es war eine stille Zeit, und nur wenige Menschen waren unterwegs und sahen, wie wir weggeführt wurden. Wir fuhren wieder mit Zug und Lastwagen. Die Entfernung war kurz, aber es war bereits dunkel, als wir an unserem Zielort ankamen, und es war kaum etwas zu erkennen.

Die Umrisse eines grossen Gebäudes tauchten in der Dunkelheit auf wie ein Schiff aus dem Nebel. Licht fiel aus einer geöffneten Tür und wir wurden in einen riesigen Raum geführt, fast wie ein Ballsaal, mit Spiegeln an den Wänden und kristallinen Kronleuchtern an der Decke. Doch der blanke Parkettboden war mit Stroh bedeckt und grosse Strohbällen stapelten sich zu beiden Seiten des Raumes.

Auf diesem Stroh sollten wir schlafen, hiess es. Morgen würden wir in das eigentliche Lager verlegt.

Es war eine schreckliche Nacht. Ich breitete meine Decken über das Stroh und versuchte zu schlafen, aber die groben Halme stachen durch die Woldecke und piekten, sobald ich versuchte, mich umzudrehen. Es war fast noch schlimmer als die verklumpten Strohsäcke in Belsen. Oder hatten mich etwa die drei Nächte in den weichen Betten der Kaserne schon verwöhnt?

Am Morgen juckte es überall und alles tat mir weh. Und jetzt?, fragte ich mich. Was haben sie als Nächstes mit uns vor?

Wir brauchten nicht lange zu warten. Kurz nach Tagesanbruch gab es grosse Unruhe, die uns alle ansteckte. Geschäft-

tiges Treiben begann, Leute stellten Tische auf und richteten Akten und Karteikarten her. Die Engländer, seit mehr als vier Jahren hier interniert, machten sich bereit, uns in ihrer Mitte zu begrüßen.

Sie werden nicht gerade begeistert von uns sein, dachte ich, als ich mich in der Schlange schrittweise zum Meldetisch voranbewegte. Würde ich wohl eine solche Gruppe halb verhungertes und abgerissener Fremder willkommen heißen? Im frühen Morgenlicht, dessen helle Strahlen durch die hohen, bis zum Fussboden reichenden Fenster drangen, sah unsere kleine Gruppe erschöpfter und schmutziger aus denn je. Und wirklich schien sich in den Gesichtern der Leute von der englischen Lagerverwaltung eine Mischung aus Mitleid und Abscheu zu spiegeln.

Ich hatte nicht damit gerechnet, dass wir auf Läuse und anderes Ungeziefer untersucht würden, jedenfalls nicht, bevor sie uns in das neue Lager verlegten. Aber einige junge Krankenschwestern warteten schon auf uns, und es bestand kein Zweifel, was sie mit uns vorhatten. Zwar sprachen sie Englisch und ich verstand nur hin und wieder ein paar Brocken, aber deren Bedeutung war klar.

Ich war zuversichtlich, dass meine Haare in Ordnung waren. Immerhin hatte ich sie erst vor ein paar Wochen von Madame Sophia behandeln lassen und peinlich darauf geachtet, dass mein Haar seitdem bedeckt geblieben war. So machte ich mir keinerlei Sorgen, als die englische Schwester mein Haar untersuchte.

Sie kämmte es durch und sagte etwas, was ich nicht ganz verstand. Ich lächelte und wollte aufstehen, im Glauben, ich sei entlassen. Aber mit einem leichten Druck ihrer Hand auf meine Schulter hiess sie mich sitzen bleiben und dann sah ich die Schere in ihrer Hand.

«Nein! Bitte nicht meine Haare abschneiden!», sagte ich mit solcher Verzweiflung, dass sie mich auch trotz der Sprachprobleme verstand. Sie zögerte und ihr Gesicht sah bekümmert aus. Aber dann schüttelte sie den Kopf.

«Ich muss das machen», sagte sie mit sanfter Stimme. «Du hast wirklich Läuse in deinen Haaren. Wir können nicht riskieren, dass das ganze Lager infiziert wird. Deine Haare wachsen ja wieder nach.»

Ich sass ganz still und fühlte das kalte Metall der Schere auf meiner Kopfhaut und hörte ihr rasches metallisches Klicken. Wie gut, dass es keinen Spiegel gab! Ich sah die Strähnen meines braunen Haares in meinen Schoss fallen und auf den Boden hinuntergleiten und wieder erinnerte ich mich an Amsterdam und an Herrn Hemelrijks Schönheits-salon. Meine Fingernägel gruben sich in die Handflächen. Ich werde nicht weinen, befahl ich mir, ich werde nicht weinen!

Als sie mit mir fertig war, fuhr ich mir mit den Fingern über die Haare. Es fühlte sich schrecklich kurz und kahl an. Ich versuchte, die Haare nach vorne zu streichen, aber es ging nicht. Sie waren sogar zu kurz, um meine Ohren zu bedecken.

«Sie wachsen schnell wieder nach, Rosemarie», tröstete mich Mama. «Und es ist eigentlich gar nicht so übel, wie du jetzt aussiehst. Sie sind ganz lockig an den Spitzen. Dein Gesicht wirkt dadurch viel voller.»

Ich war so wütend wegen meiner Haare, dass ich mir nicht einmal Gedanken über unsere neue Unterkunft machte. Aber als ich sie schliesslich sah, liess mich die Überraschung beinahe die abgeschnittenen Haare vergessen. Die Engländer hatten für uns zwei Baracken freigemacht, aber was sie Baracken nannten, war weit entfernt von dem, was wir bis jetzt kennengelernt hatten. Sie waren fantastisch! Sie waren aus Stein und hatten getrennte Räume verschiedener Grösse, in denen zwei bis sechs Personen schlafen konnten. Und die Waschräume und Toiletten hatten sogar Türen!

Vom übrigen Lager waren unsere Baracken durch einen Maschendrahtzaun getrennt. Ein paar Wochen sollten wir unter Quarantäne bleiben, bis es unseren Kranken besser ging und der Lagerarzt die Möglichkeit gehabt hatte, uns zu untersuchen und, wenn nötig, zu behandeln. Er war ein sehr junger Mann, der sein Studium noch nicht lange vor seiner Internierung abgeschlossen haben konnte, und ich glaube, dass unsere Gruppe mit ihren vielfältigen Leiden eine echte Herausforderung für ihn war.

«Bald kriegt ihr auch Rotkreuz-Pakete», sagte er, «genau wie wir alle zwei Wochen.»

Zunächst teilten sie uns die Nahrungsmittel aus unseren

Paketen nur in kleinen Mengen zu. Einen Teil fügten sie der täglichen Gemüsesuppe aus der deutschen Lagerküche bei und jeden Tag gab es ein bisschen mehr: mal Käse, mal Schokolade, manchmal ein Stückchen Fleisch. Der Arzt fürchtete, wir könnten alle sterben, wenn wir zu plötzlich eine zu reichhaltige Kost erhielten. Und wir alle mussten an diejenigen denken, die nach der dicken Erbsensuppe in der Ravensburger Kaserne sterben mussten.

Und doch hatten uns diese kleinen Extraportionen nicht auf das Wahnsinnsgefühl vorbereitet, ein ganzes Rotkreuz-Paket in den Händen zu halten. War das alles für mich? Ich durchwühlte die Schachtel und traute meinen Augen kaum. Was für Schätze! Konservendosen mit Butter, Eigelbpulver, Schokoladentafeln und Kondensmilch. Was wollte man mehr?

Zwei Wochen musste jedes Paket reichen, Zusatznahrung, die unsere gewöhnlichen Lagerrationen ergänzte. Ich fand sogar die ganz normale Lagersuppe köstlich, sehr zum Erstaunen der Engländer, die sie nicht mehr riechen konnten, nachdem sie sie vier Jahre lang täglich bekommen hatten. Doch mit den Sonderzuteilungen aus den Rotkreuz-Paketen wurde jede Mahlzeit zu einem Fest.

Eines Tages überraschte ich Sarah mit einem dick belegten Speckbrot.

Der Speck kam in runden Konservendosen und war eigentlich zum Braten gedacht. Aber da wir keine Kochgele-

genheit hatten, assen wir ihn einfach aus der Dose. Er war fürchterlich fett, aber wir gierten regelrecht danach.

Und doch hatte ich nicht erwartet, Sarah Speck essen zu sehen. Ihre Familie befolgte doch die religiösen Gebote so streng! Natürlich hatten sie die Forderung nach koscherem Essen in den Lagern nicht einhalten können – aber Schweinespeck?

Sie schien meine Gedanken zu erraten, denn sie wurde ganz rot.

«Ich soll Speck essen», erklärte sie. «Vater findet es wichtig, dass ich so viel Fett wie möglich zu mir nehme. Und anderes gibt es nicht.»

Aber nicht nur ihre Rotkreuz-Pakete teilten die Engländer mit uns. Eines Tages kam eine Frau in unseren Quarantänebezirk, um allen Kindern die Füsse zu vermessen: für neue Schuhe. Sie hatte die Schuhe aus dem Rotkreuz-Lager mitgebracht, glänzende braune Halbschuhe in verschiedenen Grössen.

Schuhe! Ich konnte es kaum erwarten, neue Schuhe zu bekommen!

Ich stellte mich mit den anderen in die Schlange, aber als ich an der Reihe war, schüttelte die freundliche, grauhaarige Frau den Kopf.

«Du bist sechzehn, oder?», fragte sie und schaute in ihrer Liste nach. «Tut mir Leid, aber du bist zu alt für die Schuhe. Sie sind nur für Kinder unter fünfzehn.»

«Aber ich brauche Schuhe», beteuerte ich. «Gucken Sie sich doch meine Skistiefel an: kaputt und viel zu klein!»

Die Frau stimmte mir zu, dass ich wirklich dringend neue Schuhe brauchte, aber leider gab es keine Damenschuhe im Rotkreuz-Lager.

«Aber meine Füße sind klein», beharrte ich. «Mir passen auch Kindergrößen. Ich habe kleinere Füße als Sarah, aber sie bekommt neue Schuhe und ist nur ein paar Monate jünger als ich!»

Aber die Frau blieb hartnäckig. «Vorschrift bleibt Vorschrift. Du bist kein Kind mehr», sagte sie mit einem freundlichen Lächeln, das aufmuntern sollte. «Du bist jetzt eine junge Dame.»

Ich wusste, sie meinte es gut, aber ich war todunglücklich. Sie las es mir vom Gesicht ab und sie schaute mich bekümmert an.

«Vielleicht kann ich ja ein Paar Schuhe für dich auftreiben», sagte sie. «Ich will mich mal anschauen.»

Bis in unser Zimmer konnte ich mich beherrschen. Aber bei Mama angekommen, war es vorbei. Ich heulte wie ein Schlosshund. Nicht bei Omas Tod hatte ich geweint und nicht bei Ruthies. Und jetzt wegen einem Paar Schuhe!

Mama setzte sich und nahm meinen Kopf zärtlich in ihren Schoß.

«Weine nur, Rosie», sagte sie. «Schön, dass du über kleine Dinge weinen kannst. Es hilft dir.»

Die Frau hielt übrigens Wort und brachte mir am nächsten Tag ein Paar Schuhe. Es war nicht einfach gewesen, Schuhe für so kleine Füße zu finden, und dann auch noch jemanden, der ein Paar Schuhe übrig hatte.

Aber eine alte Frau hatte ihr ein Paar gegeben, das sie nicht mehr brauchte, und jetzt überreichte sie es mir voller Stolz.

Mit grossen Augen betrachtete ich die Schuhe. Wann waren die wohl Mode gewesen? Irgendwann in den Zwanziger Jahren, vermutete ich: beige Pumps mit hohen Absätzen und Riemchenverschluss. Ich schlüpfte hinein und zu meinen kurzen Söckchen sahen sie einfach grotesk aus. Nie zuvor hatte ich Schuhe mit hohen Absätzen getragen, und beim Anprobieren hatte ich Mühe, überhaupt die Balance zu halten.

«Sie passen ja ausgezeichnet!», meinte die Frau glücklich. Ich schaffte es, ein Dankeschön zustande zu bringen, wenn auch nicht so freundlich, wie sie es verdient hätte. Denn eigentlich war mir immer noch zum Weinen zu Mute. Nun würde ich diese schrecklichen Schuhe tragen müssen, denn immerhin waren sie besser als meine kaputten Skistiefel. Und andere gab es eben nicht. Aber immer noch war ich nicht einverstanden damit, dass ich für die glänzenden Halbschuhe zu alt sein sollte.

«Junge Dame», hatte mich meine Wohltäterin genannt. «Du bist kein Kind mehr.»

Richtig, ich war kein Kind mehr. Aber was war ich dann? In Belsen war ich als Kind sicherer gewesen, und so hatte man mich am Erwachsenwerden gehindert, hatte mich mein wahres Alter nicht offenbaren lassen, auch wenn ich es gewollt hätte. Und jetzt? Wie lernt man über Nacht, erwachsen zu werden?

Kapitel 19

Nach einigen Wochen wurde unsere Quarantäne endlich aufgehoben und wir konnten uns frei bewegen. Das Lager Biberach musste wohl auf dem Gelände eines hübschen barocken Landhauses und seiner Gärten errichtet worden sein. In dem grossen Hauptgebäude, wo wir die erste Nacht verbracht hatten, war die Verwaltung der Polizei untergebracht. Trotz seiner jetzigen Verwendung sah dieser Bau mit seinen Mansardenfenstern, dem Walmdach und den hohen Türen, die sich auf weite Terrassen öffneten, immer noch elegant aus.

Zugleich diente das grosse Gebäude als Schule für die Kinder im Lager. Jeden Morgen versammelte der Lehrer seine kleine Gruppe von Schülern am Zaun zwischen uns und dem Hauptgebäude. Ein Wachmann öffnete das Tor und liess sie in die Klassenzimmer.

Nach Aufhebung der Quarantäne wurden auch die Kinder unserer Gruppe zum Besuch der kleinen Schule aufgefordert. Und dieses Mal war ich Gott sei Dank nicht zu alt!

«Natürlich kannst du kommen», sagte der englische Lehrer. «Wäre doch schön, wenn ihr alle ganz schnell Englisch lerntet.»

Wir erhielten glänzend bunte amerikanische Lesebücher für die zweite und dritte Klasse. Wie unsere Lebensmittelpakete waren auch sie vom Roten Kreuz gestiftet worden. Ich blätterte die Seiten durch: ein Junge, ein Mädchen, ein Hund, die auf sauberen Strassen einer kleinen Stadt herumtollten. Grüne Rasen, hölzerne Zäune, weisse Holzhäuser. Gab es wirklich so einen Ort? Gab es irgendwo, weit weg in Amerika, eine so friedvolle und glückliche Stadt?

Welche Seligkeit, wieder ein Buch in den Händen zu halten! Die einzigen englischen Worte, die ich kannte, waren ein halbes Dutzend «Mother Goose»-Kinderreime, die ich früher in der Schule gelernt hatte. Was konnte man schon mit Vokabeln aus «Baa, Baa, Black Sheep» anfangen? Doch wenn einer so begierig war, etwas zu lesen, wie ich, fand er auch einen Weg. Ich las und las die fremden Wörter und auf einmal begannen sie für mich an Bedeutung zu gewinnen. Ich saugte die englische Sprache förmlich in mich auf.

Die Engländer im Lager waren ganz verwundert, wie zufrieden wir mit den Zuständen waren. Sie waren schon seit vier Jahren hier, seit die deutsche Wehrmacht die kleinen Kanalinseln Jersey und Guernsey erobert und alle nicht auf den Inseln Geborenen interniert hatte. Viele von ihnen waren pensionierte Lehrer und Beamte, die auf den Inseln ruhige Jahre als Rentner hatten verbringen wollen. Wie wenig sie geahnt hatten, was die Zukunft ihnen bringen sollte!

Während all der Jahre hatten die englischen Gefangenen

den langsamen, zermürbenden Verlauf des Krieges aus einem sorgfältig verborgenen Kurzwellenradio verfolgt. Trotz ihrer Angst vor Entdeckung durch die Deutschen betrachteten die Männer es fast als ihre Pflicht, zwei Mal täglich BBC zu hören. Die Strafen, die sie dabei riskierten, waren hart, aber die Internierten lebten für ihr tägliches Quantum Nachrichten. Es gab ihnen die Gewissheit, noch immer ein Teil der Welt zu sein.

Und inzwischen waren die Nachrichten fast immer gut. Die Alliierten rückten an allen Fronten vor, in Italien, in Frankreich, und vom Osten her die Russen. Nicht schnell, nicht schnell genug, vor allem nicht für die, die auf Befreiung warteten.

Ich hörte zu, wenn die täglichen Berichte diskutiert wurden, aber ich spürte keine Unruhe mehr in mir. Ich war froh, dass das Kriegsende immer näherrückte, aber die Tage zählte ich nicht. Es war eine Zeit der Ruhe für mich, der Erholung, ein beinahe zeitloses Zwischenstadium, in dem ich langsam wieder zu leben lernte. Tag für Tag gewann ich an Gewicht und Kraft und mein Haar wuchs Zentimeter um Zentimeter. Im Spiegel des Waschraums blickte mir keine Vogelscheuche mehr entgegen, sondern ein volles Gesicht auf einem kräftiger werdenden Körper. Und ich nahm Rundungen wahr, die an den richtigen Stellen erschienen. Ich wurde erwachsen, jawohl.

Und als eines Morgens im März Mama zu mir sagte: «Na, Rosemarie, es sieht ganz so aus, als würden wir zu deinem

nächsten Geburtstag frei sein», da dachte ich: Ja, könnte sein. Dieses Mal könnte es wahrhaftig sein.

Die Front kam spürbar näher. Heimlich brüteten die Leute über Landkarten und markierten die Bewegungen der französischen, britischen und amerikanischen Truppen mit Stecknadeln. Wer würde uns als Erster erreichen? Es war fast ein Wettrennen.

Nachts konnten wir die Bombenangriffe auf die nahegelegenen Städte hören. Uns war, als fielen die Bomben auf immer nähere Ziele. Der Boden bebte und die Fenster klirrten. Im Norden färbte sich der Himmel feurig rot. Es musste Ulm sein, die Stadt des berühmten Münsters, die in Flammen aufging. Die ganze Nacht über beobachtete ich das rote Glühen, bis die aufgehende Sonne die Feuersbrunst überstrahlte.

Am nächsten Tag strömten deutsche Flüchtlinge zu hunderten auf der Strasse von Ulm her an unserem Lager vorbei. Sie kamen per Fahrrad und Lastwagen, kamen zu Fuss und schleppten ihr Hab und Gut auf Handwagen hinter sich her. Stundenlang zogen sie vorüber, blickten kaum auf zu uns, die wir sie hinter Zäunen betrachteten.

Dann marschierten Gruppen junger uniformierter Männer hastig in die Gegenrichtung. Einige trugen Gewehre, andere nur Stöcke oder Knüppel.

«Volkssturm», sagte Mama. «Sieh dir das an, sie tragen Armbänder der Hitlerjugend! Und noch so jung!

Sollen die etwa die Alliierten aufhalten? Warum nur geben sie nicht auf?»

Lange konnte ich mich nicht vom Zaun abwenden. Es passierte einfach zu viel. Den ganzen Morgen dauerte das Dröhnen der Geschütze an und der Lärm kam näher und näher. Vor den Lagertoren hasteten die Leute von der Polizei umher und luden Akten und Möbel auf Wehrmachtslaster. Ein Karton mit Papieren fiel herab und gab seinen Inhalt frei. Keiner scherte sich darum. Die Blätter flatterten zu Boden, hafteten am Zaun und verzierten die Büsche. Wir standen und schauten den Wachen zu, aber jetzt – endlich! – beachteten sie uns kaum noch. Genau wie die fliehenden Zivilisten wollten sie nichts als weg.

Donnernde Einschläge ganz in der Nähe. «Die Alliierten!», sagte Papa. «Hoffentlich wissen sie, dass hier ein Gefangenenlager ist.»

Wieder eine Reihe ohrenbetäubender Detonationen.

«Sie schießen auf uns!», brüllte jemand. «Das Rotkreuz-Lager brennt!» Ein paar Männer rannten, um zu löschen.

Eine weitere Salve liess uns erbeben. Doch dann hörten wir laut und deutlich eine Frauenstimme: «Sie sind da! Sie sind da! Die Befreier sind da!»

Mir lief ein Schauer den Rücken hinab. Die Befreier! Endlich!

«Schwenkt etwas Weisses», rief die Frau wieder, «ein Taschentuch, einen Schal, egal was!»

Die Menge geriet in Bewegung. Schneller und schneller. Wir liefen zum Zaun, der das Lager von den angrenzenden Kartoffelfeldern trennte. Auch ich rannte, mitgerissen von der Menge, kramte in meiner Tasche nach einem Tuch oder irgendetwas anderem, womit ich winken konnte. Niemand, weder ich noch die anderen, dachte daran, dass die Kugeln der Alliierten auch uns treffen könnten.

Vor dem Zaun fuhren die Panzer, die geschossen hatten, immer noch durch das junge Kartoffelfeld. Es waren zwei, gekennzeichnet mit der französischen Trikolore. Majestätisch rasselten sie durch das Feld, ihre Kanonen immer noch auf uns gerichtet. Doch sie schossen nicht mehr. Sie mussten unsere wehenden Tücher gesehen und verstanden haben.

Mir schien alles so unwirklich. Wie eine Filmszene. Wie ein Traum. Einfach zwei Panzer auf einem sonnigen Feld. Und das war unsere Befreiung?

Aus einem Fenster des Hauptgebäudes hatten die Deutschen ein weisses Laken gehängt. Sie ergaben sich.

Andere dagegen drängten sich in die Lastwagen, die schon voll bepackt im Innenhof warteten. Einer von ihnen öffnete das Lagertor, dann sprang auch er in einen der Wagen.

Als der letzte Laster um die Ecke verschwand, stürmten wir in den Innenhof, die Treppen zur Terrasse hinauf zur Vorderseite des Hauses. Vor unserer Türe war Krieg, aber wo eigentlich?

Mr Cunningham, unser grosser und würdevoller engli-

scher Lagerführer, ging zielstrebig über den Innenhof und beriet sich mit dem deutschen Kommandanten. Zusammen stiegen sie in ein deutsches Stabsfahrzeug.

«Er sucht den Befehlshaber der Alliierten», erklärte jemand. «Wir sind mitten im Kampfgebiet und brauchen Schutz für das Lager.»

Viel zu aufgeregt, um hineinzugehen oder irgendetwas zu tun, stand ich mit den anderen da und wartete. Mein Herz schlug mir bis zum Hals. Das war er, der Augenblick, den ich so lange ersehnt hatte!

Ich weiss nicht, wie lange wir warteten, wohl Stunden. Jedenfalls lange genug, um uns Sorgen zu machen, ob Mr Cunningham den Befehlshaber der Alliierten gefunden hatte und ob der Kampf um Biberach sich zu unseren Gunsten entschied. Gemeinsam mit meinen Eltern sass ich auf der Balustrade der Terrasse. Wir hielten uns an den Händen und warteten wortlos.

Dann rührte ein staubiger Jeep in den Innenhof. Mr Cunningham sprang heraus, gefolgt von dem Fahrer, einem jungen französischen Sergeanten in gleichfalls staubigem Kampfanzug. Gemeinsam verschwanden sie im Verwaltungsgebäude und erschienen einen Augenblick später auf einem kleinen Balkon, von dem aus man den Lagerkomplex überblicken konnte.

Selbst auf diese Entfernung sah ich, wie Mr Cunningham übers ganze Gesicht strahlte. Neben seiner überragenden Figur wirkte der kleine französische Sergeant zerbrechlich und unscheinbar. Sein Khakihemd war zerknittert und sein

schmales Gesicht wirkte erschöpft und abgespannt unter seinem schmutzigen Helm: ein schüchterner und verlegener Botschafter der Alliierten.

Dass ich mit den anderen schrie, merkte ich erst, als meine Kehle rau und trocken war. Aber egal, ich krächzte meine Begeisterung weiter heraus, bis der französische Sergeant seine Arme hob und um Ruhe bat.

Und plötzlich war es still. Der Soldat nahm seinen Helm ab und blickte in unsere erwartungsvollen Gesichter.

«T'ank you», sagte er mit seinem starken französischen Akzent. «T'ank you all very much.» Das war das Äusserste, was sein Englisch hergab. Aber wen kümmerte das? Er war da! Was zählte, war sein Dasein, nicht, was er sagte!

Neben mir weinte in all dem Jubel eine Frau. Ihr Mann war gleich in den ersten Tagen hier gestorben. Und ihre Tränen gemahnten mich an Oma. Gemahnten mich an jeden, der diesen Tag nicht mehr erleben durfte.

Aber dann beförderte ich diesen Schmerz in die abgelegenste Ecke meines Hirns. Freuen wollte ich mich! Trauern konnte ich später.

Der französische Sergeant stand immer noch auf dem Balkon und nahm Hochrufe und Applaus mit stiller Würde entgegen. Was fühlte er wohl, wo er so mit Liebe und Dankbarkeit überschüttet wurde? Vielleicht würde er eines Tages

seinen Enkeln von diesem ganz besonderen Augenblick mitten im Kampf erzählen.

Dann war er weg, sass wieder in seinem Jeep und fuhr in Richtung Stadt. Für ihn war der Kampf nicht vorbei. Noch galt es, den Rest des Krieges zu gewinnen.

Noch ganz im Banne des Augenblicks, schaute ich ihm nach. Dieser kleine Mann mit seinem schüchternen «Thank you» hatte tief in mir etwas berührt. Er war ein Symbol. Er war Sieg, Befreier, Freiheit, Friede – alles in einer Person.

Friede! Und auf einmal musste ich lachen: Friede wird für mich nie eine Taube mit Ölzweig sein oder ein Engel mit goldenen Flügeln. Mein Friede trug ein Khakihemd, einen staubigen Helm und Armeestiefel! Und er war Franzose.

Kapitel 20

Wir gingen in die Stadt. Nie hätte ich gedacht, dass dieser Moment einmal kommen würde. Fünf lange Tage hatten wir gewartet, dass sich die Front von uns entfernte. Noch immer hörten wir täglich das Donnern der Artillerie in der Ferne. Zwar konnten wir den Krieg weder sehen noch spüren, doch der französische Ortskommandant hielt es für zu gefährlich, das Lager zu verlassen. Es gab allerhand Gerüchte über «Werwölfe», verbohrte Nazis, die angeblich die Gegend durchstreiften und nach versprengten alliierten Soldaten oder befreiten Häftlingen wie uns suchten. Ich konnte mir lebhaft vorstellen, was sie mit uns machen würden. Für den Augenblick war ich recht froh über Tore und Stacheldraht. Unser einstiges Gefängnis war zu einer kleinen Festung geworden, die uns innerhalb ihrer Wälle schützte. Immer wieder schaute ich zu dem Fahnenmast auf dem Verwaltungsgebäude, wo jetzt der britische Union Jack anstelle des schwarz-weiss-roten Nazi-Banners im Winde wehte. Er gab mir ein Gefühl von Glück und Wärme und ich fühlte mich geborgen.

Schliesslich hatte sich der Krieg so weit von Biberach entfernt, dass auch der französische Ortskommandant meinte, die Tore des Lagers könnten geöffnet werden. Man riet uns,

das Lager nur in Gruppen zu verlassen und unsere Ausflüge auf den lichten Tag zu beschränken. Im Übrigen stand es uns frei, uns in der näheren Umgebung zu bewegen.

Mama und ich machten uns mit drei anderen auf den Weg: Betty, unsere Freundin aus Belsen, und zwei Engländerinnen, mit denen wir uns inzwischen angefreundet hatten. Die eine war Lois, eine ehemalige Lehrerin, gross, schlank, mit einem herrlich trockenen Humor. Die andere hiess Kay, eine grauhaarige Frau, lebhaft und energisch, die mit ihrem Mann, einem Oberst, schon überall auf der Welt gelebt und sich kurz vor dem Krieg auf der Insel Guernsey zur Ruhe gesetzt hatte. Beide waren wundervolle Begleiterinnen, und wir waren fröhlicher und erwartungsvoller Stimmung, als wir uns auf den zwanzigminütigen Weg hinunter zur Stadt machten.

Keine von uns hatte eine Vorstellung von Biberach. Der Bahnhof, von dem aus wir ins Lager gebracht worden waren, lag am Rande der Stadt, und als wir angekommen waren, war es schon dunkel gewesen. Doch je näher wir dem Stadtkern kamen, desto ruhiger und nachdenklicher wurden wir. Wie würden die geschlagenen Deutschen uns gegenüber treten? Keine Frage, dass sie sofort erkannten, wer wir waren. Sie brauchten sich ja nur unsere Kleidung und Schuhe anzusehen. Würden sie böse und abweisend sein? Würden sie Angst vor uns haben? Ich hoffte im Stillen, dass möglichst viele französische Soldaten in der Stadt wären, um uns moralisch zu unterstützen.

Wir waren schon halb den Berg hinab, als Lois plötzlich über die Strasse rannte und sich bückte, um etwas vom Rinnstein aufzuheben. Auf dem Pflaster lag noch alles Mögliche herum, was die vielen hundert Menschen auf der Flucht von Ulm in den Tagen vor unserer Befreiung verloren oder liegen gelassen hatten.

Triumphierend kam Lois auf uns zu und wedelte mit einem alten Fetzen Papier.

«Seht mal, was ich gefunden habe!», rief sie. «Geld, jede Menge! Wir sind reich!»

Wir drängten uns um sie und betrachteten den Fund. Es war tatsächlich Geld, ein grosser verblasster Schein, zerrissen und dreckig. Doch was uns einander für einen Augenblick ungläubig anstarren liess, war sein Wert. Schräg auf dem Schein stand in dick gedruckten Lettern: EINE MILLION MARK.

Mama und Betty fingen gleichzeitig an zu lachen. Kay, die den Schein immer noch gründlich untersuchte, sah erstaunt auf. Auch Lois und ich verstanden nicht, was da so witzig sein sollte.

Betty gewann ihre Fassung als Erste wieder.

«Es tut mir Leid um eure Illusionen», sagte sie, «aber das Geld ist nicht das Papier wert, auf dem es gedruckt ist. Es ist Inflationsgeld. Geld, das nach dem Ersten Weltkrieg in grossen Mengen gedruckt wurde, als Deutschland eine wahnsinnige Inflation durchmachte. Ich frage mich nur, warum um Himmels willen jemand auf der Flucht vor den Bomben ausgerechnet so etwas mit sich geschleppt hat.»

«Wir werden es wohl nie erfahren», seufzte Lois mit enttäuschem Gesicht. «Wie schade, ich habe mir schon vorgestellt, was wir alles damit hätten kaufen können.»

Sie begann, den Schein zu zerknüllen, um ihn in den Rinnstein zurückzuwerfen, als Kay sich ihn aus ihrer Hand schnappte.

«Stopp!», sagte sie. «Das ist Geld, und nirgendwo steht, dass es nicht mehr gilt. Ich gehe in die Stadt und werde damit etwas kaufen.» Entschlossen glättete sie den Schein, faltete ihn sorgfältig und steckte ihn in die Jackentasche.

Den ganzen weiteren Weg versuchten Mama, Betty und Lois, sie von ihrem Vorhaben abzubringen, aber Kay war unerbittlich. Sie war fest entschlossen, einkaufen zu gehen. Im Stillen teilte ich ihre Meinung. Es war schrecklich, kein Geld in der Tasche zu haben, und auch ich hätte gern etwas gekauft.

Biberach zeigte sich als eine bezaubernde mittelalterliche Stadt mit einer ansehnlichen Kirche und einem hübschen Brunnen auf dem Marktplatz. Es gab enge gepflasterte Gassen, gesäumt von kleinen Läden, um den Marktplatz herum auch grössere Geschäfte. Viel lag nicht in den Schaufenstern, es war ja Krieg und alles knapp, aber mir schien alles Neue wie ein Wunder.

Es war ein eigenartiges Gefühl, so herumzuschlendern wie eine Gruppe Touristen beim Schaufensterbummel. Ich spürte die Blicke der Einheimischen in meinem Rücken,

aber die französischen Soldaten überall gaben uns Sicherheit.

Auf dem Marktplatz blieben wir vor einem Schuhgeschäft stehen. Im Schaufenster war nicht gerade viel zu sehen, nur ein Dutzend Sandalen mit flachem Absatz, die Sohlen aus irgendeinem Kunststoff und die Oberseite aus bunt geflochtenen Kunstlederriemchen. Mir aber schienen sie einfach wundervoll. Sich nur vorzustellen: ein Paar von denen anstelle meiner grässlichen beigen Pumps, die ich immer noch von ganzem Herzen hasste!

Kay bemerkte meinen sehnsüchtigen Blick.

«Los», sagte sie, «wir gehen rein und kaufen Rosie ein Paar. Nein, wir kaufen *alle* welche.»

Mama und Betty hatten längst aufgegeben, Kay den Einsatz ihrer Million auszureden. Jetzt stürmten wir den Laden, halb aus Spass, halb gespannt, was passieren würde.

Der Ladenbesitzer beäugte uns misstrauisch. Er muss sofort gehnt haben, wer wir waren, und ich glaube, er war nicht gerade darauf erpicht, uns zu bedienen. Doch was blieb ihm übrig? Da weder Kay noch Lois deutsch sprachen, ergriff Mama die Initiative und erklärte, was wir wollten.

Es stellte sich heraus, dass die geflochtenen Sandalen wirklich die einzigen vorhandenen Schuhe waren. Bald hatten wir alle fünf ein Paar. Ich wackelte zufrieden mit den Zehen. Herrlich, das Gefühl der leichten, offenen Schuhe an meinen Füßen!

Und dann kam der Moment, die Schuhe zu bezahlen. Kay griff in ihre Tasche und zog feierlich den schmutzigen Schein hervor: «Eine Million Mark.» Als wäre es das Normalste auf der Welt, reichte sie ihn dem Verkäufer und blieb stehen, als wartete sie auf ihr Wechselgeld.

Der Verkäufer starrte auf den Geldschein. Sein Gesichtsausdruck sprach Bände. Die Kinnlade fiel ihm herunter und sein Blick wurde glasig. Sehr besorgt ging er zur Kasse und es gab eine kurze, aber lebhaft Diskusssion mit der Kassiererin. Kopfschüttelnd kam der Verkäufer zurück und erklärte, dass der Schein ungültig sei. Er machte uns deutlich, dass wir entweder Reichsmark vorlegen oder aber das Geschäft ohne Schuhe verlassen müssten. Um seine Worte zu unterstreichen, schnappte er sich Kays Sandalen und begann, sie in die Schachtel zurückzustopfen. Wir anderen trugen unsere neuen Schuhe alle schon an den Füßen.

Kay begann zu protestieren, auf Englisch. Der Mann antwortete mit einem Schimpfwort und das verstand sie zufällig.

Ich glaube, bis zu diesem Zeitpunkt wollte Kay, wie wir anderen auch, schon akzeptieren, dass das Geld wertlos war, und das Geschäft verlassen, ohne etwas zu kaufen. Wir hatten das ja aus Spass gemacht, aus einer übermütigen Stimmung heraus und bloss, um zu sehen, was wohl passieren würde.

Das Schimpfwort aber weckte Kays Kampfgeist.

Mit trotziger Geste riss sie ihm den Geldschein aus der Hand.

«Wir werden ja sehen, ob das Geld gültig ist oder nicht!», zischte sie. «Ihr wartet hier und ich suche den französischen Kommandanten. Er wird entscheiden. Und untersteht euch, die Schuhe auszuziehen!»

Sie rauschte aus dem Geschäft. Durch das Schaufenster sahen wir sie entschlossen und raschen Schrittes quer über den Marktplatz zum Rathaus gehen, wo die französische Besatzung ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Wir Übrigen warteten in etwas beklommenem Schweigen auf unseren grünen Lederstühlen. Die zwei Verkäufer starrten uns oder besser unsere Füße an, die immer noch in unbezahlten Schuhen steckten. Sie trauten sich aber nicht, uns aufzufordern, sie wieder auszuziehen. Schliesslich war zu erwarten, dass die Franzosen auf unserer Seite sein würden.

Wir brauchten nicht lange zu warten. Nach wenigen Minuten kam Kay triumphierend über den Marktplatz zurück, einen jungen französischen Offizier an ihrer Seite.

Der französische Kommandant war äusserst charmant gewesen. Er hatte sie liebenswürdig empfangen, sich den Geldschein angesehen und sofort zugestimmt, dass das Geschäft ihn zum Nennwert akzeptieren sollte! Der junge Offizier war mitgekommen, um sicherzustellen, dass diese Entscheidung auch durchgesetzt wurde. Offensichtlich hatte

auch der französische Kommandant noch nie etwas von deutschem Inflationsgeld gehört.

Jetzt geriet der Ladenbesitzer ausser sich. Er hatte bemerkt, dass Mama die Einzige war, die ihn verstehen konnte, und so wandte er sich an sie und liess seinen ganzen Kummer in einer Flut von Wörtern auf sie los. Wir konnten doch nicht ernsthaft ein Wechselgeld von 999'978 Mark verlangen, oder? Nie könnte er eine derartige Summe aufreiben, sein gesamter Laden wäre nicht einen Bruchteil davon wert!

Mama sah Kay an, aber die schüttelte den Kopf. Der Offizier zeigte noch einmal auf den unglücklichen Mann und sagte in gebrochenem Deutsch: «Du zahlen. Rausgeben Geld!»

Ich rutschte unbehaglich auf meinem Stuhl herum. Das ging zu weit. Es hatte ein Scherz sein sollen, ein harmloser Streich, und jetzt war daraus Ernst geworden. Der Ladenbesitzer war mit aschfahlem Gesicht in einen der grünen Ledersessel gesunken. Die Kassiererin, anscheinend seine Frau, schluchzte laut. «Bitte», flehte sie. «Bitte nehmen Sie Ihre Schuhe, nehmen Sie all unsere Schuhe, aber verlangen Sie kein Wechselgeld!»

Wieder wandte Mama sich an Kay: «Ich glaube, es reicht. Mir tun die Leute Leid.»

Kay schaute sie verächtlich an.

«Ich verstehe dich nicht», sagte sie. «Warum bist du so weich und gütig? Gerade du, nach allem, was du durchge-

macht hast. Hasst du sie nicht, diese Armleuchter? Ich hasse sie jedenfalls!»

«Hassen?», fragte Mama. «Ich weiss nicht. Hass ist so sinnlos! Es wühlt einen nur auf, und wofür? Glaubst du wirklich, irgendeiner von ihnen schert sich darum, ob wir sie hassen? Hass verletzt niemanden ausser dich selbst!»

Kay schaute uns nacheinander an, dann winkte sie einlenkend ab. «Okay», sagte sie, «ihr seid ein Haufen Schwächlinge. Glaubt ihr etwa, dieser ehrenwerte Herr da hätte sich in all den Jahren, die wir oben im Lager verbracht haben, auch nur ein einziges Mal Sorgen um uns gemacht? Keinen Gedanken hat er an uns verschwendet, so viel ist sicher!»

Sie schnappte sich ihre Schuhschachtel und stolzierte, ohne den Ladenbesitzer eines Blickes zu würdigen, aus dem Laden. Wir anderen folgten ihr mit unseren alten Schuhen in der Hand. Die Ladenbesitzer bauten sich hinter uns auf und stammelten etwas von Dank und Erleichterung.

Draussen dankte Kay dem französischen Offizier für seine Hilfe. Dann gingen wir schweigend durch die Stadt zum Lager zurück. Verwirrt blieb ich hinter den anderen zurück, vollkommen durcheinander.

Wie Kay wollte ich hassen, wollte abrechnen und mich rächen für alles, was sie mir angetan hatten. Aber stattdessen empfand ich Mitleid mit dem Mann im Schuhladen, genau wie Mama. Was war mit mir? Was war mit uns beiden?

Ich rief mir das Gesicht des Besitzers vom Schuhgeschäft wieder vor Augen und versuchte, ihn richtig zu hassen. Es ging nicht. Er war nichts als ein armes Würstchen, und ich war nicht gerade stolz, ihn drangsaliert zu haben. Eher fühlte ich mich schuldig, weil wir ihn dazu gebracht hatten, uns fünf Paar von seinen Schuhen zu geben. Ich versuchte, an den Roten Müller, an Lübke und an die SS-Leute zu denken, die ich all die Jahre gehasst hatte. Aber auch das funktionierte nicht. Ich schaffte es einfach nicht, statt ihrer den Besitzer des Schuhladens zu hassen.

Mama hatte Recht, dachte ich. Hassen kostete zu viel Kraft. Und es tat weh. Ich wollte nicht zornig und verbittert sein, voller Kälte und Härte. Der Tag war so schön, die Sonne schien und ich hatte wunderschöne neue Schuhe an meinen Füßen. Vor allem: Ich war frei!

Kapitel 21

Frei zu sein, war nicht immer einfach. Auf einmal waren ganz neue Probleme zu bedenken, Probleme der Zukunft. Freiheit hiess, in eine normale Welt zurückzukehren, ein normales Leben zu führen. Für Papa bedeutete es, sich Gedanken über unseren Lebensunterhalt zu machen. Für mich warf es die Frage auf, was ich mit meinem Leben anfangen wollte. Zurück in die Schule? Ich war siebzehn! Daheim in Amsterdam würde Anneke diesen Sommer ihren Abschluss auf dem Lyzeum machen. Und ich hatte nichts als ein einziges Jahr auf einer provisorischen Oberschule vorzuweisen. Wie konnte ich da zurück? Konnte ich je zurück?

Die Freiheit aber brachte uns auch Wissen, auf das wir gern verzichtet hätten. Die Wahrheit über das, was wirklich in Polen geschehen war. Einzelne Nachrichten und Berichte sickerten zu uns durch. Auschwitz, das Todeslager: Stimmt das wirklich? Konnte so etwas geschehen sein? Die Alten und Kranken, die Kinder und ihre Mütter: direkt aus den Zügen in die Gaskammern geschickt? Das also war es, was die französischen Frauen im Zeltlager Belsen gemeint hatten, als sie uns über die Zäune hinweg zuriefen: «Ils ont brûlés nos enfants!» – «Sie haben unsere Kinder verbrannt!»

Wie naiv waren wir doch gewesen! Wir hatten gemeint, sie hätten von einem Barackenbrand gesprochen.

Ich versuchte, mir die Szene beim Eintreffen in Auschwitz bildhaft vorzustellen, die Menschen, die aus diesen grauenvollen Zügen herausstolperten, sich dann auf dem schneebedeckten Bahnsteig auf Tod oder Leben sortieren lassen mussten. Arbeitsfähige nach rechts, die anderen nach links. Zu den Gaskammern.

Ich ertrag es nicht, mir das vorzustellen. Die Leute, die ich vor mir sah, hatten Gesichter, Gesichter, die ich kannte. Und die Kinder, die kleinen Kinder, die allein verschickt worden waren, die nicht einmal die Arme einer liebenden Mutter um sich spürten, die Todesangst zu lindern, als sie, zusammengetrieben in jenem «Duschraum», erstickten und starben.

So war denn alles Lüge gewesen. All das schöne Gerede über Arbeitslager und Umsiedlung in den Osten. Eine sorgsam verbreitete Lüge, um die Menschen in gutem Glauben zu lassen und zu verhindern, dass sie sich zur Wehr setzten. Die geschürte Hoffnung, man würde schon irgendwie überleben, wenn man tat, was sie sagten. Überleben und die Befreiung erleben. Weil man ja wusste, was geschah, wenn man ihren Befehlen nicht folgte. Das bedeutete Folter oder vielleicht sogar den sofortigen Tod. Und jetzt hatte auch Gehorsam am Ende den Tod gebracht.

Und ich? Wie war ich davongekommen? Und warum? War es Glück gewesen? Zufall? Gottes Wille?

Oder war es Mama gewesen, die so hart gekämpft

hatte, uns am Leben zu erhalten? Oder die Gegenwart meiner Eltern, die mir die Kraft zum Leben gegeben hatte?

Ganz plötzlich wurde mir die Liebe zu meinen Eltern bewusst, die so verschieden und doch jeder auf eigene Weise so stark waren. Jeden Schritt waren sie bei mir gewesen, hatten mir durch die schrecklichen Jahre geholfen. Mama, mit jeder neuen Krise stärker, nüchterner und aktiver, und Papa mit seiner ruhigen Distanz und seinem geheimen, stillen Lächeln, der am Geschehen rings um ihn teilnahm, ohne ihm zu gestatten, sein Gleichgewicht zu stören. Manchmal hatten sie mich wütend gemacht, beide, und doch hatte ich von jedem auf ganz eigene Weise meine Kraft bezogen.

Oma aber war tot. Doch was hatte Papa gesagt, als wir in Belsen von ihrem Tod erfuhren? «Wenigstens wissen wir, wie sie starb.» Sie starb in einem Bett, eines natürlichen Todes. Gott war ihr gnädig gewesen.

Und wir hatten überlebt. Allerdings waren wir jetzt zwar frei von Gittern, doch noch nicht frei zu gehen, nach Hause zu gehen.

Nach Hause? Was war zu Hause? Das leere Gemäuer eines Gebäudes? Ein Haus ohne all das, was einem ans Herz gewachsen war?

Auch neue Wörter brachte die Freiheit, ein ganz neues Vokabular. «Repatriierung» war eines dieser neuen Wörter. Die Briten des Lagers gingen zuerst. Flugzeuge kamen sie abholen. Wir umarmten und verabschiedeten uns, gaben ihnen Briefe für Verwandte im Ausland mit, tauschten Adres-

sen. Die Flugzeuge flogen in Formation über das Lager hinweg und wir standen im Hof und winkten und winkten.

Der Abgesandte Hollands kam. Mein Herz schlug schneller. Jetzt waren wir an der Reihe. Nun würden wir heimkehren, nach Holland.

Der Mann sah unsere Papiere an. «Nur holländische Staatsangehörige», sagte er. «Sie sind staatenlos. Wir können jetzt nur unsere eigenen Staatsangehörigen aufnehmen.»

Verständnislos starrten wir ihn an.

«Aber wir waren holländische Einwohner», sagte Papa. «Unser Haus befindet sich dort, mein Geschäft, wir wurden aus Holland deportiert.»

«Tut mir Leid», sagte der Mann, «nur holländische Staatsbürger.»

Als die Flugzeuge nach Holland über das Lager hinwegflogen, schaute ich weder auf noch winkte ich. Ich blieb in der Baracke und hielt mir die Ohren zu, um das Dröhnen der Flugzeugmotoren nicht zu hören.

Und jetzt? Unsere südamerikanischen Pässe? Papierfetzen, die uns das Leben gerettet hatten. Vielen Dank, Paraguay, für die Überlebenshilfe. Mehr konnten wir von diesen Pässen wirklich nicht erwarten. Jetzt waren sie nichts als ein nutzloses Stück Papier.

«Displaced Persons» war auch so ein neuer Ausdruck. Und das waren wir. Eine Hand voll von Menschen, die nun in dem Lager zurückblieb, das einmal fast zweitausend Menschen beherbergt hatte.

Auch Sarah und ihre Familie waren dageblieben.

«Wir gehen nach Palästina, sobald wir die Einreisegenehmigung beantragen können», sagte sie. «Ist es nicht wunderbar, doch noch Jerusalem zu sehen?»

Palästina? Ein Wort aus der Vergangenheit! Wie lange war es her, dass ich mich für den Zionismus begeistert hatte?

«Wenn du auch nach Palästina möchtest, Rosemarie, dann werden wir dir nicht im Weg stehen», sagte Papa. «Du bist fast erwachsen und musst deine eigenen Entscheidungen treffen.»

Aber die Entscheidung war nicht leicht. Glückliche Sarah, die keine Zweifel hatte. Ich hätte mir gewünscht, auch so ein klares Ziel zu haben wie sie mit ihrem festen, unerschütterlichen Glauben an den Zionismus.

Ich musste meine Gedanken ordnen, Klarheit schaffen. Ich ging aus dem Lager, den Pfad zwischen den Weizenfeldern hinauf zu dem kleinen Hügel mit einer Buche und einer Bank. Von der Bank aus konnte man die umliegende Landschaft kilometerweit überblicken und im Schatten der Buche konnte man allein sein und nachdenken.

Allein. «Auf die Dauer sind wir alle allein», hatte Oma vor langer Zeit gesagt. Und es hatte gestimmt: Im Grunde war ich allein gewesen. Mitten in den überfüllten Lagern hatte ich erfahren, dass sie Recht hatte. Und auch jetzt war ich es allein, die die Entscheidung fällen musste.

Wenn nicht Palästina, was dann? Holland hatte mich ver-

stossen. Nach Österreich gab es kein Zurück. Amerika? Nach Amerika, wohin unsere Verwandten gegangen waren? Ich versuchte, mich zu erinnern, was ich über die Vereinigten Staaten gelernt hatte. In Amerika hatten vielerlei Menschen gelernt, miteinander zu leben. Vielleicht könnte auch ich mich in Amerika einfügen, dort meine Heimat finden.

Vor langer Zeit hatte ich einmal vor meinem Badezimmer Spiegel gestanden und mich gefragt, wer und was ich war. Jetzt, Jahre später, holte mich die Frage wieder ein. Wer war ich? Wohin gehörte ich? Rosemarie Brenner, staatenlos, nirgends zugehörig.

Ich schaute hinaus auf die Felder unter mir, wo Bauern Heu zusammenrechten. In rhythmischer Bewegung türmten sie in der heissen Sonne mit ihren Gabeln das Heu zu gleichmässigen Reihen von Hocken.

Vor mir flatterte ein Schmetterling über das Feld. Mit seinen zarten weissen Flügeln schwebte er über einer gelben Butterblume, einem Gänseblümchen, verharrte kurz auf einem grünen, sich wiegenden Grashalm.

Du und ich, kleiner Schmetterling, wir sind neu auf dieser Welt. Frisch aus unseren Kokons geschlüpft, unsere Flügel noch feucht. Wie du, kleiner Schmetterling, bin ich neu, ein neues Ich, mit einem neuen Leben vor mir.

Ich sass still und die Gedanken schwirrten mir durch den Kopf.

«Ich bin, der ich bin.» Wer hatte das gesagt? Gott hatte es zu Moses auf einer Bergspitze gesagt. Ich bin, der ich bin. Ich bin ich. Ich bin Rosemarie.

Auf einmal war es nicht mehr wichtig, dass ich kein Land und kein Zuhause hatte. Es war unwichtig, dass ich nicht wusste, was für ein Leben vor mir lag.

Ich sprang auf. «Ich bin Rosemarie», rief ich dem Schmetterling zu. Meine Stimme war so kräftig, dass sie über die Felder getragen wurde und die Bauern neugierig aufschauten.

Aber mir war das egal. Ich war frei, wirklich frei. Ich war frei, zu sein und mein Selbst zu fühlen.

Ich rannte den Hügel hinab, durch die Felder auf das Lager zu. Ich spürte den Wind in meinem Gesicht, und mein Haar war schon fast wieder lang genug, um in der Brise hinter mir her zu wehen.

Anmerkungen der Autorin

Während des Zweiten Weltkriegs, als Hitlers Wehrmacht weite Teile Europas besetzt hatte, befahl Hitler die Vernichtung der europäischen Juden. Er bezeichnete dies als «Endlösung der Judenfrage».

Man sagt, Hitler sei wahnsinnig gewesen und die Verfolgung der Juden ein Zeichen seines krankhaften Geistes. Das Unglaubliche am Holocaust ist indessen, dass er unter der deutschen Bevölkerung so viele willige Helfer fand, seinen wahnhaften Plan zu verwirklichen.

Aus allen besetzten Gebieten wurden Juden zu den Vernichtungslagern im Osten deportiert. Das wahre Wesen dieser Lager wurde sorgsam verschleiert. Das Geheimnis wurde so gut bewahrt, dass die meisten Opfer ihr wahres Schicksal erst erfuhren, als sie in der Schlange vor den Gaskammern auf ihren Tod warteten. Am Ende des Krieges waren mehr als sechs Millionen Männer, Frauen und Kinder in diesen berüchtigten Lagern in den Tod gegangen. Sehr wenige überlebten. Hitlers Henker waren unglaublich effizient und gründlich in ihrem Tun. Während die Wehrmacht den Krieg gegen die Alliierten verlor, gewann die Gestapo den Krieg gegen die Juden.

Rosemarie Brenner, das Mädchen in dieser Geschichte,

ist eine der Überlebenden des Holocaust. Sie überlebte durch die Verquickung von Zufall, Glück und Fügung und durch ihren hartnäckigen Lebenswillen in einer Zeit, als Sterben sehr viel leichter war als Leben. So gesehen ist ihre Geschichte nicht typisch, denn Überleben war alles andere als typisch. Aber auf ihrem Weg ins Leben durchlitt sie so manches, was auch die durchlitten, die nicht überlebten.

Tatsächlich erlebte Rosemarie all das, was mir selbst und mir nahe Stehenden widerfuhr, denn ihre Geschichte beruht auf meinen eigenen Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg. Sie ist also fast gänzlich autobiografisch. Alle Ereignisse dieser Geschichte, die Orte, Hintergründe und Umstände sind wahr. Die Lager entsprechen der Wirklichkeit und somit auch alles, was dort geschah, bis hin zu den Namen der SS-Wachen.

Wie alle Charaktere dieser Geschichte ist Rosemarie in gewisser Hinsicht eine von mir erfundene Gestalt. Es gab verschiedene Gründe für meinen Entschluss, dieses Buch lieber als Roman und nicht als Autobiografie zu schreiben:

- In einem Roman kann der Autor die Zeit raffen und Ereignisse zeitlich anders anordnen.
- Es lassen sich künstliche Charaktere schaffen, und Erlebnisse einer bestimmten Person können einer anderen zugeschrieben werden, ohne dass die Wahrheit verfälscht würde.
- Schliesslich war es für mich wichtig, gefühlsmässig etwas Abstand zwischen mir und die geschilderten Ereignisse zu

legen. Die Wahl der dritten Person machte dies viel leichter.

Die Rosemarie, die ich entworfen habe, war stärker, verständnisvoller und reifer als ich damals. Ich wollte die Heldin meines Buches zu Schlussfolgerungen kommen und Gedanken reflektieren lassen, auf die ich selber erst sehr viel später, im Rückblick auf meine Erfahrungen, kam. Und ich wollte, dass sie sich trotz der Grausamkeiten, die wir durch unsere Peiniger erfuhren, eine positive Einstellung zur menschlichen Natur und ihre Fähigkeit zum Anstand bewahren sollte.

All jenen, die ihre Leiden nicht berichten können, weil sie starben, ist dieses Buch gewidmet. Wir dürfen sie nicht vergessen. Sind wir denn sicher, dass so etwas niemals wieder geschieht?

Glossar

- Seite 14 **Mobilmachung:** Die Überführung der Streitkräfte eines Staates in den Kriegszustand
- Seite 19 **«Anschluss»:** Beschönigende Bezeichnung der Nazis für die widerrechtliche Eingliederung Österreichs in das Deutsche Reich (März 1938)
- Seite 31 **Knobelbecher:** Der kurze Stiefel des Infanteriesoldaten
- Seite 35 **NSB:** Nationaal-Sozialistische Bewegung, eine von dem holländischen Ingenieur Anton Mussert um 1933 gegründete nationalsozialistische Partei in den Niederlanden
- Seite 37 **Lyzeum:** Höhere Schule, meist Mädchengymnasium
- Seite 53 **Gestapo:** Geheime Staatspolizei, die während des Nationalsozialismus 1933-1945 die Machtbefugnis hatte, ohne gerichtliche Kontrolle Hausdurchsuchungen und Verhaftungen durchzuführen, Menschen in Konzentrationslager einzuweisen, sie zu foltern und zu ermorden
- Seite 74 **Judenrat:** Judenräte oder Ältestenräte wurden von der SS als Verwaltungsorgane in den Judenghettos gebildet. Sie trugen die Verantwortung für die exakte und termingemässe Durchführung aller Befehle und wurden dadurch zwangsweise zu Erfüllungsgehilfen der Gestapo und SS.
- Seite 96 **Tadsch Mahal:** Prachtbau aus weissem Marmor

- bei Agra/Nordindien als Grabmal von Kaiser Shah Jahan für seine früh verstorbene Lieblingsgemahlin Mumtaz-Mahal, 1632–1654 erbaut
- Seite 121 **Zionismus:** von Theodor Herzl (1860–1904) ins Leben gerufene jüdische Bewegung, deren Ziel seit 1897 »die Schaffung einer öffentlich-rechtlichen Heimstätte« für Juden in Palästina war
- Seite 122 **Kibbuz:** Gemeinschaftssiedlung in Israel; Genossenschaft auf freiwilliger Basis mit gemeinsamem Eigentum, gemeinsamer Produktion und Arbeit sowie gemeinsamen Einrichtungen des Konsums und der Lebensführung; ohne Privatbesitz und privatwirtschaftliche Tätigkeit. Der Kibbuz sorgt für Wohnung, Nahrung, Kleidung, Kinderbetreuung und alle anderen Dienstleistungen sowie private Bedürfnisse. Ein wesentlicher Unterschied zum Kommunismus ist die absolute Freiwilligkeit des Ein- oder Austritts
- Seite 127 **Inquisition** (lateinisch: Untersuchung): Seit dem 12. Jahrhundert eine kirchliche Einrichtung zur Aufspürung und Ausrottung von Ketzern. Die Inquisition in Spanien diente bis 1808 der Verfolgung der mohammedanischen Mauren und der zwangsweise zum Christentum übergetretenen Juden
- Seite 128 **Nürnberger Gesetze:** die antisemitischen Gesetze, die vom Reichstag während des Nürnberger Parteitags der NSDAP 1935 verabschiedet wurden
1. Das Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre (Blutschutzgesetz) verbot unter Zuchthausstrafe die Eheschließung

zwischen Juden und »Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes«; trotzdem geschlossene Ehen konnten für nichtig erklärt werden

2. Das Reichsbürgergesetz schloss alle Personen nicht »deutschen oder artverwandten Blutes« von der deutschen Reichsbürgerschaft aus

Chanukka: In der jüdischen Religion das zur Erinnerung an den Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem durch Judas Makkabäus (165 vor unserer Zeitrechnung) im Dezember gefeierte Tempelweihfest. Es dauert acht Tage, wobei jeden Abend vom achtflammigen Chanukka-Leuchter ein Licht mehr angezündet wird

Seite 152

Shalom (hebräisch: Friede): jüdische Grußformel

Seite 154 **Internierung:** Freiheitsentzug zur Sicherung, nicht als Strafe; z. B. im Krieg die Internierung feindlicher Staatsangehöriger, auch Internierung von Angehörigen bewaffneter Streitkräfte beim Übertritt auf neutrales Gebiet

Seite 155

Drittklasse-Abteil: Bei der Deutschen Reichsbahn gab es damals Waggons erster, zweiter und dritter Klasse. In den Waggons dritter Klasse gab es nur Holzbänke, die zweiter Klasse hatte Polstersitze

Seite 194

Jom Kippur: jüdisches Versöhnungsfest oder Sühnetag, an dem Juden vierundzwanzig Stunden fasten, ihre Sünden bekennen und einander vergeben

Seite 200

Typhus: Durch Typhusbazillen in Wasser oder Nahrungsmitteln übertragene Darminfektion. Bei langsam steigendem Fieber treten Ausschlag

- auf der Bauchhaut, Benommenheit, Durchfälle und aufgetriebener Leib auf. Lebensgefährlich
- Seite 200 **Sulfonamidtabletten:** Chemisch hergestelltes Arzneimittel zur Bekämpfung von bakteriellen Erkrankungen
- Seite 209 **Kapo:** Bezeichnung für Häftlinge mit Aufscherfunktionen in nationalsozialistischen Konzentrationslagern
- Seite 216 **Lysol:** eine Art Seifenlösung, die in verdünnter Form zur Desinfektion verwendet wird
- Seite 239 **Lager Biberach:** 1939 als Kaserne der Wehrmacht erbaut und nach Beginn des Zweiten Weltkrieges Kriegsgefangenenlager für britische, sowjetische, französische und serbokroatische Kriegsgefangene (Offiziere) verwendet. Ab September 1942 Internierungslager (Ilag) für die deportierten Bewohner der britischen Kanalinseln Jersey, Guernsey und Sark. Seit Dezember 1942 unterstand das Ilag dem Württembergischen Innenministerium und wurde von der Polizei bewacht
- Seite 247 **Quarantäne:** Absonderung von infektionskranken oder infektionsverdächtigen Personen in geschlossenen Abteilungen
- Seite 249 **Koscheres Essen:** Essen, das nach den jüdischen Speisevorschriften ausgewählt und zubereitet wurde. Fromme Juden dürfen z. B. kein Schweinefleisch essen
- Seite 254 **BBC:** British Broadcasting Corporation; damaliger britischer Radiosender. In Nazi-Deutschland war es während des Krieges verboten, so genannte »Feindsender« abzuhören

- Seite 255: **Volkssturm:** Der Volkssturm war einer der letzten Versuche der nationalsozialistischen Führung, dem ausweglos gewordenen Krieg unter Einsatz aller Mittel eine Wende zu geben. Im September 1944 wurden alle 16- bis 60-jährigen Männer zum Kriegseinsatz im Volkssturm verpflichtet. Für viele bedeutete dieser Einsatz Verwundung, Gefangenschaft oder Tod
- Hitlerjugend:** HJ; Jugendorganisation der NSDAP für die 14- bis 18-jährigen Jungen, die während des Zweiten Weltkriegs u.a. als Flakhelfer oder im Volkssturm zum Kriegseinsatz herangezogen wurden
- Seite 257 **Trikolore:** die dreifarbige Fahne Frankreichs
- Seite 261 **Werwölfe:** aus der HJ organisierte Gruppen, die gegen Ende des Zweiten Weltkriegs den Kampf hinter den Linien der Besatzungstruppen in Deutschland führen sollten, aber nur vereinzelt in Aktion traten
- Seite 263 **Inflation:** Geldentwertung. Im Inflationsjahr 1923 fiel im Deutschen Reich der Wert der Reichsmark so stark, dass eine neue Währung eingeführt wurde. Eine Billion Papiermark konnten gegen 1 Rentenmark getauscht werden

Epilog

When this book was published in 1972 there were hardly any books available for younger readers about the holocaust, except perhaps the Diary of Anne Frank. When I decided to write about my own story, which took me to a number of concentration camps, my aim was to tell it in a way that showed how a young girl caught up in the events of that period managed to grow up, mature and survive under very difficult and unusual circumstances.

The English version of the book is still in print and is still used all over the United States to acquaint students with what went on during World War II. When I speak to young people in schools about the book I have found that many of them can relate to the story in terms of their own personal problems and experiences although they live in a very different time and a different world.

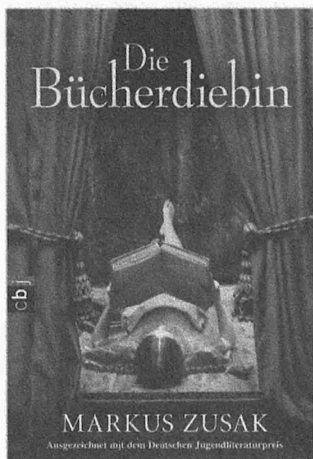
I was surprised and pleased when a teacher in the town of Biberach contacted me a few years ago and told me that he had come across my book and that he wanted to have his class of advanced English students translate the book into German as a class project. Students of another high school joined the endeavor and I was asked if I would read these

translations as they were written, chapter by chapter, to see if anything needed to be corrected.

As these chapters came in, I was amazed how well the students had translated my work. They not only made few mistakes, but most importantly, they had caught my «voice» in this first person book and reproduced my emotions and feelings. That is almost more important in a translated book than the correctness of the language. They understood what I had tried to express.

I am happy that because of their work, young people in Germany will now be able to experience the holocaust events through the eyes of Rosemarie, the fictional character I created to tell my own story. They too, like my American readers, live in a very different world, a different society and very different times, but I hope they too can relate to Rosemarie and understand her problems and circumstances. The difficulties of growing up and maturing are universal, an experience that young people have faced in each generation and in all ages and places around the world. Perhaps, learning about growing up, even when circumstances make a normal life almost impossible, can create empathy for other people's problems. For young people growing up today, the holocaust is a distant historical event, something that happened a couple of generations ago. But if we can learn the lessons from those events there is hope that eventually people everywhere will learn to live together without hatred for those who seem to be different.

Markus Zusak
Die Bücherdiebin



592 Seiten, ISBN 978-3-570-40323-5

Am Grab ihres kleinen Bruders stiehlt Liesel ihr erstes Buch. Mit dem »Handbuch für Totengräber« lernt sie lesen und stiehlt fortan Bücher, überall, wo sie zu finden sind: aus dem Schnee, den Flammen der Nazis und der Bibliothek des Bürgermeisters. Eine tiefe Liebe zu Büchern und Worten ist geweckt, die sie auch nicht verlässt, als die Welt um sie herum in Schutt und Asche versinkt. Liesel sieht die Juden nach Dachau ziehen, sie erlebt die Bombennächte über München – und sie überlebt, weil der Tod sie in sein Herz geschlossen hat.



www.cbj-verlag.de